ten über die Zuwanderung, den Aufenthalt und die beruflichen Betätigungsfelder der Juden im 17. und vornehmlich im 18. Jahrhundert zusammen.

Der Band ist insgesamt betrachtet die schöne Frucht einer deutsch-lettischen Kooperation, dessen reichhaltige Ergebnisse wie erwähnt durch den Gang zu den archivalischen Quellen zu erklären sind. Es bleibt zu hoffen, daß damit ein neuer Anfang für die jahrzehntelang gänzlich vernachlässigte Erforschung des Herzogtums Kurland gemacht ist, dem weitere systematische Untersuchungen zur Aufarbeitung der vorhandenen Archivbestände folgen sollten.

Klaus Neitmann

Amtsbauern und Kölmer im nördlichen Ostpreußen um 1736 nach der „Repeuplierung" des Distrikts Litauen. Nach der Generaltabelle und den Prästationstabellen. Bearb. u. hrsg. v. *Horst Kenkel.* 2. Aufl. (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e.V., Nr. 23.). Hamburg: Im Selbstverlag des Vereins 1995. [4], VI, 306 S.

Schon 23 Jahre ist es her, seit Horst Kenkel (1906–1981) im Jahre 1972 zum ersten Mal die bedeutendste Quelle zur Wiederbesiedlung des vor allem durch die große Pest von 1709 stark entvölkerten Nordostens des Preußenlandes vorgelegt hat. Schon damals hatte K. aus den zeitgleichen Prästationstabellen die Kölmer und Erbfreien der vier betroffenen Hauptämter Insterburg, Ragnit, Tilsit und Memel hinzugefügt. Neben Grundherren und Bauern, die dem König unmittelbar unterstanden, fehlen damit von der bäuerlichen Bevölkerung nur die Hintersassen anderer Grundherren (Adel, Städte, kirchliche Einrichtungen), die aber in diesem Gebiet zahlenmäßig keine große Rolle spielen. Inhaltlich unverändert werden K.s knappe Einleitung und die Quellentexte abgedruckt (S. 1–208). Darüber hinaus hat das Werk eine Reihe von technischen Verbesserungen erfahren. Nach der Vorbemerkung des Reihenherausgebers Reinhold Heling sind ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis am Anfang des Bandes, das von Siegfried Hungerecker überarbeitete Verzeichnis der Ortsnamen (S. 209–248) und die Literaturübersicht (S. 301–306) hervorzuheben. Während K. nur die nötigsten Literaturhinweise gegeben hatte, wird hier in umfassenderer Weise die Literatur zum siedlungsgeschichtlichen Zusammenhang verzeichnet und bis zur Gegenwart fortgeführt. Das Verzeichnis der etwa 6700 Personennamen erfolgt trotz damaliger Kritik aus arbeitsökonomischen Gründen unverändert in den vier Gruppen (I. Salzburger, II. Schweizer, Nassauer und andere Deutsche, III. Litauer, IV. Kölmer und Erbfreie). Hinsichtlich des Gesamteindrucks des Bandes ist festzuhalten, daß trotz aller Sparsamkeit die Veröffentlichungen des Vereins ‚professioneller' geworden sind. Dazu trägt nicht zuletzt bei, daß als Druckvorlage K.s damals verdienstvolle Schreibmaschine durch eine moderne Textverarbeitung ersetzt worden ist, ohne daß sich der Seitenumbruch der Quellentexte geändert hat. Mit dem freundlicheren Lesebild wird auch die zweite Auflage zu reger Benutzung einladen.

Bernhart Jähnig

Kommissionsverlag: Elwertsche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:
Dr. Stefan Hartmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Forschungsrates

Herstellung: Karlheinz Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 34/1996 ISSN 0032-7972 Nr. 1

INHALT

Ralf G. Päsler, Auf der Suche nach Königsberger Handschriften, S. 1 – *Janusz Jasiński,* Die Kenntnis des Lebens und Werks von Ferdinand Gregorovius in Polen, S. 10 – Buchbesprechungen, S. 21.

Auf der Suche nach Königsberger Handschriften

Bericht einer Exkursion nach Kaliningrad, St. Petersburg, Wilna und Thorn

Von Ralf G. Päsler

Von April 1993 bis Dezember 1994 wurde in einem vom Bundesinnenministerium geförderten Projekt an der Universität Oldenburg ein Katalog der mittelalterlichen deutschsprachigen Handschriften der ehem. Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg aufgrund von Vorarbeiten Ludwig Deneckes erstellt. Vom 25. September bis 22. Oktober 1994 konnte im Rahmen dieses Projekts eine Archiv- und Bibliotheksreise unternommen werden, mit dem Ziel, weiteres über den Verbleib ehemaliger Königsberger Handschriften zu erfahren. Mehrfach schon wurde in vorliegender Zeitschrift über den Verbleib von Büchern und Archivalien aus den einstigen Königsberger Bibliotheken informiert; der vorliegende Bericht fügt sich zwanglos in diese Reihe ein.

In der Woche vor Exkursionsbeginn konnte ich auf Einladung von Professor Dr. Klaus Garber, Osnabrück, auf dem interdisziplinären Kolloquium *Kulturgeschichte Ostpreußens in der Frühen Neuzeit* in Rauschen/Ostpreußen das Projekt vorstellen und über erste Ergebnisse berichten. Zudem erhielt ich von Herrn Garber wichtige Hinweise und Unterstützung für die weitere Suche.

Der direkt anschließende kurze Aufenthalt in Kaliningrad bestätigte das bisher Bekannte: Handschriften der ehem. SUB sind in diese Stadt nicht zurückgekommen. Noch nicht zurückgekommen, muß man sagen, denn seit einigen Jahren bemüht sich bekanntlich die Kustodin des Kant-Museums der Universität, Olga F. Krupina, um die Bergung und Rückführung Königsberger Bücher nach Kaliningrad. Vielleicht sind eines Tages auch Handschriften darunter.

Die beiden großen Bibliotheken St. Petersburgs, die Nationalbibliothek und die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, verfügen beide über bedeutende Hand-

schriftenbestände. Sind in den ersten Nachkriegsjahren nicht nur Altdrucke[1], sondern auch Handschriften aus dem ehemaligen Königsberg hierhergekommen?

Bei meinem Besuch in der Nationalbibliothek wurde diese Frage verneint. Aber im April des Jahres, so berichtete man mir, hatte die seit 1992 arbeitende Restitutionskommission für Bibliotheksgut[2] etwa 90 Bände aus der Bibliothek des Halberstädter Domgymnasiums entdeckt.

In der Handschriftenabteilung der Akademie-Bibliothek, der BAN, wie sie nach der Abkürzung ihres russischen Namens genannt wird, stand mir Frau Lebedeva hilfreich zur Seite. Sie wies mich auf zwei aus Königsberg stammende Manuskripte hin, die in ihrem Katalog der Handschriften der lateinischen Alphabete des 16. und 17. Jhs. ausführlich beschrieben sind: FN 337 (olim: Staatsarchiv Msc. A 18.2°) und ON 215 (olim: Stadtbibliothek S. 63.12°)[3]. Die jüngst von Klaus Garber entdeckte Handschrift QN 577 (olim: Msc. 4°.105) aus der Wallenrodtschen Bibliothek erwähnte sie nicht[4], jedoch wurde sie mir auf meine Nachfrage sogleich aus dem Magazin gebracht. Es handelt sich um eine Abschrift der Geschichts- und Lehrbücher des Alten Testaments, wahrscheinlich von einer Baronin von Wetzhausen von 1648 mit dem typischen Ex libris der Familie Wallenrodt. Bei der weiteren Untersuchung fiel meiner Übersetzerin ein russischer Eintrag auf dem hinteren Spiegel auf, der besagt, daß die Handschrift 1985 für 100 Rubel erworben worden war. Woher stammt die Handschrift? Es stellte sich heraus, daß die Herkunft unklar war. Mit 1985 sei das Jahr der Akzessionierung, nicht das der Erwerbung, gemeint. Wartete die Handschrift bereits seit Jahren (Jahrzehnten?) unbeachtet auf ihre Einarbeitung? – Die Art der Signatur – *Msc. 4°.105* – ist typisch für das frühere Staatsarchiv Königsberg. Allem Anschein nach stammt die Handschrift aus den Beständen des Staatsarchivs und nicht aus denen der SUB[5]. Ihre alte Wallenrodtsche Signatur muß *A 2 (20)* gewesen sein.

Von den beiden Bibliotheken, von denen ich am ehesten hoffte, sie würden Königsberger Handschriften beherbergen, war weiteres nicht in Erfahrung zu bringen. Was blieb mir also übrig, als zu klären, ob, wann und wo nach dem Krieg Bergungsaktionen stattgefunden hatten? Solche Bergungsaktionen – Archäographische Expeditionen

[1] Vgl. Walther Hubatsch, Königsberger Frühdrucke in Bibliotheken des Ostens, in: Preußenland 9, 1971, S. 1–12; Klaus Garber, Eine Bibliotheksreise durch die Sowjetunion. Alte deutsche Literatur zwischen Leningrad, dem Baltikum und Lemberg, in: Neue Rundschau 100, 1989, Heft 2, S. 5–38; ders., Auf den Spuren verschollener Königsberger Handschriften und Bücher, in: Altpreußische Geschlechterkunde 23, 1993, S. 1–22.

[2] Zur Arbeit der Kommission vgl. Klaus-Dieter Lehmann u. Ingo Kolasa (Hgg.), Restitution von Bibliotheksgut. Runder Tisch deutscher und russischer Bibliothekare in Moskau am 11. und 12. Dezember 1992, Frankfurt/M. 1993. Vgl. Klaus Garber, Geschichte und Zukunft wertvollen deutschen und russischen Kulturguts. Moskauer Runder Bibliothekar-Tisch 1992 dokumentiert, in: Bibliothek. Forschung und Praxis 18, 1994, S. 236–240.

[3] I. N. Lebedeva, Handschriften der lateinischen Alphabete des 16.–17. Jahrunderts, Leningrad 1979 (russ.), S. 18–23, 202–204.

[4] Garber 1993 (a. a. O.), S. 17.

[5] Freundlicher Hinweis von K. Garber.

genannt – werden von der Akademie der Wissenschaften durchgeführt; das hierbei zusammengetragene Kulturgut wird anschließend in verschiedenen Institutionen der Akademie ausgewertet und verwahrt. Die Berichte solcher Expeditionen, so erfuhr ich, werden im Archiv der Akademie unweit der BAN verwahrt. Doch bevor ich dort arbeiten konnte, benötigte ich eine Legitimation. Diese erhielt ich vom Leiter des Instituts für Linguistik der Akademie, Prof. Anatolij I. Domaschnev, der sich aufgrund eines Hilfeersuchens, das mir vom hiesigen Slawisten Prof. Dr. Gerd Hentschel mitgegeben war, ohne Umstände dazu bereiterklärte.

Vor allem bei den Recherchen im Archiv war ich auf die Mithilfe und Aufmerksamkeit meiner Übersetzerin Ludmilla Anziferova angewiesen. Sie sah die Dokumente durch und referierte ihren Inhalt. So zeichnete sich umrißhaft folgendes Bild ab: Nach Kriegsende kamen Bücher aus Deutschland zügeweise in Leningrad an, wo sie von Akademieangehörigen erfaßt und verteilt werden sollten[6]. Die schiere Menge stellte die Organisatoren vor das unlösbare Problem der Lagerung. So kam es, daß viele der Bücher unsachgemäß verstaut wurden und Schimmel ansetzten.

In den untersuchten Akten war von Königsberger Büchern nur zweimal die Rede: In einem nicht datierten Schreiben (wahrscheinlich Februar 1946) wurde der Antrag gestellt, den Oberleutnant Golubev, der an der Erstürmung eines Schlosses in der Nähe Pillaus – gemeint ist vermutlich Lochstädt – teilgenommen hatte, über dort gesichtete Buchbestände Bericht erstatten zu lassen (Fonds 138 op. 3–1946 Nr. 23, Bl. 61).

Vermutlich im April desselben Jahres wurde eine Liste von Buchbeständen zusammengestellt, die die BAN von der Fundamentalbibliothek für gesellschaftliche Wissenschaften (Vorläuferinstitution des INION[7]) erhalten hatte. Darunter befanden sich ca. 300 Wallenrodtiana und 1200 Kisten mit etwa 100.000 Bänden, die aus Königsberg geborgen worden waren (Fonds 138 op. 3–1946, Nr. 23, Bl. 23 f.).

Die nächste Station der Reise war Wilna. In der Akademie-Bibliothek wurde ich vom ehemaligen Leiter der Handschriftenabteilung, Rimanats Jasas, und dem neuen, Ovidijus Leveris, aufs beste betreut. Hier konnte ich auf vielfältige Vorarbeiten aufbauen: Sven Ekdahl[8], Bernhart Jähnig[9], Klaus Garber[10] und Mette Nordentoft hatten Teile bereits eingehender untersucht. Frau Nordentoft war so liebenswürdig gewesen, mir ihre noch unveröffentlichten Aufzeichnungen nicht nur großzügig zur Ver-

[6] Vgl. die Berichte vom Marlene Hiller, Sowjetische und deutsche Bibliotheksverluste im Zweiten Weltkrieg. Zum gegenwärtigen Kenntnisstand, in: Lehmann/Kolasa 1993 (a. a. O.), S. 60–68, und Jevgenij Kusmin, Das Schicksal deutscher, kriegsbedingt verlagerter Sammlungen und Bibliotheken auf dem Territorium der Russischen Föderation, in: ebd., S. 70–79.

[7] INION = Institut für wissenschaftliche Information der Gesellschaftswissenschaften der Akademie der Russischen Föderation.

[8] Sven Ekdahl, Archivalien zur Geschichte Ost- und Westpreußens in Wilna, vornehmlich aus den Beständen des Preußischen Staatsarchivs Königsberg, in: Preußenland 30, 1992, S. 41–55.

[9] Bernhart Jähnig, Amtsrechnungen aus dem Historischen Staatsarchiv Königsberg in Wilna, in: Preußenland 30, 1992, S. 56–61.

[10] Garber 1993 (a. a. O.), spez. S. 12–15.

fügung zu stellen, sondern sie fertigte in aller Eile auch eine Übersetzung ins Deutsche an.

Doch Bestände aus der SUB Königsberg fanden sich hier eher zufällig – mit einer Ausnahme: Musicalia aus der Gottholdschen Bibliothek. Bereits Klaus Garber berichtete[11] über einen größeren Bestand Gottholdscher Musicalia in der Altdrucksammlung. Dazu muß man jetzt noch weitere 35 Nummern zählen – die meisten davon im Fonds 30 „Musicalia" der Handschriftenabteilung.

Bei F 15-145[12] handelt es sich wahrscheinlich um die im ehem. Königsberger Staatsarchiv verwahrte Bolzsche Abschrift der noch immer verschollenen Hs. 1559 der ehem. SUB Königsberg: *Geschichte von wegen eines Bundes von Landen und Steten wider den Orden*[13]. Auch findet sich in F 15-300 ein Teil des Manuskripts zu Pisankis *Entwurf einer Preußischen Literärgeschichte*, wie es von Philippi für seine – soeben im Nachdruck[14] wieder zugängliche – Neuausgabe 1886 benutzt worden war[15].

In der Wilnaer Nationalbibliothek folgte ich einem Hinweis Sven Ekdahls, der mir aus seinen unveröffentlichten Notizen etwas über dort vorhandene *Inventare* berichtet hatte. Diese Inventare, so stellte sich heraus, sind alte Kataloge der ehem. SUB Königsberg! Und nicht nur das fand ich: Die Kataloge gehören einem Teil der Registratur der SUB an, der jetzt im Fonds 103[16] *Historische Akten Klein-Litauens (Mažosios Lietuvos istorinai aktai)* Nr. 1 bis 41 verwahrt wird[17]. Die Registratur enthielt die „eigenen Akten der [Universitäts-]Bibliothek"[18] und die alten, ausgedienten Kataloge. Nun ist es wieder möglich, die Geschichte der SUB Königsberg nach 1810 zu rekonstruieren, da Kuhnerts Werk nur bis zu diesem Jahre vordringt. Aber nicht nur das: zum Teil – immerhin – können Kuhnerts Angaben nun auch nachgeprüft werden. Beides war bisher unmöglich, da sämtliche Akten als Verlust galten.

Die gefundenen Kataloge sind bislang die einzigen Quellen, die einen – wenn auch unvollständigen – Überblick über den Bestand gedruckter Werke der SUB bieten. Verläßliche Angaben dazu fehlen bis heute; eine Rekonstruktion des wertvollen Altdruckbestands war bisher nur auf indirektem Wege über Spezialkataloge, wie z.B. den

[11] Garber 1989 (a.a.O.), S. 33f.
[12] Vgl. Ekdahl 1992 (a.a.O.), S. 53.
[13] Hg. von Max Toeppen in: Scriptores Rerum Prussicarum 4, Leizig 1870, S. 75–211 (Sigle: K); zur Bolzschen Abschrift vgl. ebd., S. 73.
[14] Georg Christoph Pisanski, Entwurf einer preußischen Literärgeschichte, hg. von Rudolph Philippi, Königsberg 1886, Neudruck Hamburg 1994 als Sonderschrift Nr. 80/1 des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen anläßlich des 400jährigen Jubiläums der Albertina.
[15] Zur Manuskript-Geschichte vgl. ebd. S. VII.
[16] Die Kartei dieses Fonds ist noch nicht vollständig. Mehrere Rechnungsbücher u.ä. zu verschiedenen Ortschaften Ostpreußens seien noch einzuarbeiten; größere Partien des Fonds sind erst 1990ff. bearbeitet worden.
[17] Ein Verzeichnis der erhaltenen Aktenbände der Registratur befindet sich in Vorbereitung.
[18] Ernst Kuhnert, Geschichte der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg. Von ihrer Begründung bis zum Jahre 1810. Leipzig 1926, S. 1.

Gesamtkatalog der Wiegendrucke oder den ‚Borchling/Claussen'[19], die auch Königsberger Bestandsnachweise enthalten, möglich[20].

Bei F 103-25 handelt es sich um den „Alten alphabetischen (Nominal-)Katalog", der bis etwa zum Ende des 17. Jahrhunderts fortgeführt worden war, denn wie eine kursorische Durchsicht ergab, sind die darin notierten neuesten Titel von 1667[21]. Der zeitlich daran anschließende alphabetische Katalog muß bereits aus mehreren Bänden bestanden haben. Von ihm fand ich unter F 103-24 nur den Teil, der die Buchstaben G–K umfaßt[22]. Die neuesten Titel stammen etwa aus der Zeit um 1815.

Hinter den Nummern F 103-26 und 29 verbergen sich Standortkataloge. Bei F 103-26 muß es sich um eine ältere Version handeln. Hier werden die Bücher in der ersten Kategorie nach Fächern sortiert und in der zweiten nach ihrem Format. In der Regel reichen die Einträge bis 1650/60, vereinzelt finden sich aber auch Nachträge aus der Zeit von 1705 bis 1720.

Die unter F 103-28 und 29 verwahrten Bände eines weiteren Standortkatalogs sind jüngeren Datums. Ihre Unterteilung erfolgte wahrscheinlich nach dem von Vater zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelten Schema, das 21, durch Buchstaben bezeichnete Gruppen aufführt[23]. Es fehlen die Buchstaben A–C (Allgemeines [A], Philologie [B] und Theologie [C]), sowie T, U und V (Vermischte Schriften [T], Seltenheiten [U] und Instrumente [V]); anders als bei Kuhnert angegeben, sind die „Vermischten Schriften" hier mit S gekennzeichnet. Wahrscheinlich bestand dieser Standortkatalog aus wenigstens vier Bänden, von denen zwei noch immer verschollen sind.

[19] Conrad Borchling/Bruno Claussen, Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800. Neumünster: Aschendorff, 1931–36 (ND Utrecht 1976).
[20] Vgl. Manfred Komorowski, Das Schicksal der Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg, Bibliothek. Forschung und Praxis 4, 1980, S. 139–154, hier S. 150f. Der unter der Signatur F 15-266 verwahrte und von Garber (1993 [a.a.O.], S. 14) genauer beschriebene *Catalogus Bibliothecae Academiae Regiomontanae* aus dem Vorbesitz der General-Landschafts-Direction bietet einen weiteren „gewichtigen Baustein zur [...] Rekonstruktion der Bestände" (ebd.) der ehem. SUB Königsberg. – Zu den Schwierigkeiten, die die Rekonstruktion des Handschriftenbestands der ehem. SUB Königsberg bereitet, vgl. Ralf Päsler, Zum Handschriftenbestand, speziell dem mittelalterlichen deutschsprachigen, der ehem. SUB Königsberg, in: Akten des interdisziplinären Kolloquiums ‚Kulturgeschichte Ostpreußens in der Frühen Neuzeit' vom 18. bis 25. September 1994 in Rauschen/Ostpreußen, Tübingen 1996 (im Druck).
[21] Als erster Titel erscheint: Petri de Albano, Libellus de Verenis, mineralibus ... per Wilhelmum Haldensoff, Leipzig 1498; Sign.: I.42 – als letzter Titel: Huldrichi Zwingli, Commentarius de verâ & falsâ religione, Tours 1525. – Aufgrund der knappen zur Verfügung stehenden Zeit konnten die Kataloge nicht exakt geprüft werden, dies muß einer gesonderten Untersuchung vorbehalten bleiben, die dann auch die Entstehungs- und Benutzungszeit derselben zu klären hätte.
[22] Als erster Titel erscheint: Joh. Fr. Gaab, Beytr[äge] zur Erkl[ärung] d[es] 1.2. u. 4ten B[uch] Moses. Tübing[en] 1796; Sign.: Cb 286.8 – der letzte Titel lautet: Ge. Dan. Kypke, Primae Pliniae ... legate[?] dogmaticae. Regiom. 1740; Sign.: Cc 351.8.
[23] Vgl. Kuhnert, Geschichte (a.a.O.), S. 244.

Von ähnlicher Bedeutung könnte sich die F 103-140, eine Sammlung von „Akten der Wallenrodtschen Bibliothek im 19. Jahrhundert" (Deckelaufschrift), erweisen.

Die letzte Station meiner Reise, Thorn, erreichte ich, mit dem Zug von Wilna über Warschau kommend, mitten in der Nacht. Genau ein Jahr zuvor war ich aus gleichem Anlaß dort. Die UB Thorn verwahrt heute den größten bekannten Bestand ehemaliger Königsberger Handschriften, darunter ungefähr zwei Drittel der einstigen Schausammlung.

Mein Besuch diente vor allem der Ergänzung der Katalogbeschreibungen, der Neuaufnahme von Thorn, UB Rps 12 (olim: Königsberg, SUB 1783) und der Erstellung einer Konkordanz Thorn/Königsberg. Der Leiter der Handschriftenabteilung. Dr. Kazimierz Przybyszewski, hatte bereits eine solche Liste für die ersten 130 Nummern erstellt; doch während der weiteren Arbeit am Katalog in Oldenburg ergaben sich Fragen, die nun beantwortet werden sollten.

Unter den Thorner Nummern 1 bis 251 sind jetzt sicher 95 ehemalige Königsberger Handschriften identifiziert; hinzu kommen noch einige weitere aus Königsberg stammende Manuskripte, denen zur Zeit jedoch noch keine alte Signatur zugewiesen werden kann. Daß vereinzelt weitere Handschriften Königsberger Provenienz, über Nr. 251 hinaus, vorhanden sind, beweisen die Nr. 293 (olim: Königsberg, SUB 1972-6), *Geschichte Preußens Bd. 6* von Johannes Voigt[24], und die Nrn. 679 f.[25]

Der heute im Umfang nicht mehr exakt rekonstruierbare Handschriftenbestand der ehem. SUB Königsberg[26] sollte, soweit dies die vorhandenen Aufzeichnungen erlauben, in einer Datenbank erfaßt und der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Die Grundlagen dazu sind mit dem Oldenburger Projekt geschaffen worden. Nur so wird es in Zukunft gelingen, klare und belegbare Aussagen über diesen Bestand machen zu können.

Der Bearbeiter eines Handschriftenkatalogs, der zudem noch nach verschollenen Manuskripten fahnden soll, ist immer auf die Hilfe vieler anderer Personen angewiesen: Es ist mir ein Bedürfnis, allen zu danken, die zum Gelingen des Projekts im allgemeinen und der Reise im besonderen beigetragen haben.

[24] Weitere Bände liegen in der Akademie-Bibliothek Wilna; vgl. Ekdahl 1992 (a. a. O.), S. 50 (Wilna, Akademiebibliothek: F 15-147 bis 150).

[25] Vgl. Rudolf Malter, Die letzte überlieferte Metaphysik-Vorlesung Kants. Zur Wiederauffindung der ‚Bemerkungen über Metaphysik nach Baumgarthen, aus dem Vortrage des HE Prof Kant pro 1794/95', in: Kantstudien 68, 1977, S. 464–467; und Werner Starck, Kantiana in Thorn, in: Kantstudien 76, 1985, S. 328–335. Vgl. die Signaturenkonkordanz im Anhang.

[26] Vgl. Anm. 20.

Anhang

Handschriften der ehem. SUB Königsberg – neuer Standort: Signaturenkonkordanz

Da sich seit einiger Zeit die Suchanfragen nach einstigen Königsberger Handschriften mehren, scheint mir die Veröffentlichung nachfolgender Konkordanz geboten, um einen Überblick über die zur Zeit ermittelten, noch vorhandenen Manuskripte zu bieten. Es ist klar, daß sie einen Katalog – auch einen Kurzkatalog – nicht ersetzen kann; jedoch mag sie helfen, langwierige Recherchen abzukürzen oder doppelte Arbeiten zu vermeiden.

Grundlage dieser Konkordanz sind vor allem Nachforschungen vor Ort in den Bibliotheken und Archiven. Sehr geholfen haben dabei sowohl der Aufsatz von Ralf Plate[1] als auch die von Kazimierz Przybyszewski, UB Thorn, begonnene Konkordanz[2] sowie der Aufsatz Sven Ekdahls[3], Aufzeichnungen Ludwig Deneckes[4] und das Findbuch Nr. XX 704a *Handschriften, Inkunabeln und frühe Drucke aus der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg/Pr.* des GStAPK.

Für die in der UB Thorn befindlichen Inkunabeln sei hier auf den jüngst erschienenen Katalog von Maria Strutyńska[5] mit ausführlichem Provenienzregister verwiesen.

Zu den benutzten Abkürzungen: AB = Akademiebibliothek; GStAPK = Geheimes Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz; NB = Nationalbibliothek; SUB = Staats- und Universitätsbibliothek; UB = Universitätsbibliothek; ein Fragezeichen zeigt an, daß die Identifizierung unsicher ist.

Königsberg, SUB	neuer Standort	Königsberg, SUB	neuer Standort
4	Thorn, UB: Rps 65/V	54	Thorn, UB: Rps 27
6	Thorn, UB: Rps 67	75	Thorn, UB: Rps 72/V
7	Thorn, UB: Rps 66/V	95	Thorn, UB: Rps 43/III
10	Thorn, UB: Rps 80	111	Thorn, UB: Rps 46/IV
13	Thorn, UB: Rps 57	142	Thorn, UB: Rps 24
19	Thorn, UB: Rps 45	186	Thorn, UB: Rps 22/II
26	Thorn, UB: Rps 90/II	409	Thorn, UB: Rps 49/IV
29	Thorn, UB: Rps 58	442	Thorn, UB: Rps 93
30	Thorn, UB: Rps 36	609	Thorn, UB: Rps 87
32	Thorn, UB: Rps 30	612	Thorn, UB: Rps 18
37	Thorn, UB: Rps 56	886	Thorn, UB: Rps 76/V
40	Thorn, UB: Rps 60	887	Thorn, UB: Rps 68/V

[1] Ralf Plate, Zum Verbleib mittelalterlicher deutscher Handschriften der ehemaligen Königsberger Bibliotheken. Mit einem vorläufigen Verzeichnis der Handschriften in der Universitätsbibliothek Thorn, in: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 1, 1993, S. 93–111.

[2] Ich möchte an dieser Stelle den Mitarbeitern der UB Thorn für ihre tätige Mithilfe und die gewährte Gastfreundschaft danken, insbesondere den Herren Direktor mgr. Stefan Czaja und dem Leiter der Handschriftenabteilung Dr. Kazimirz Pzybyszewski sowie Frau Danuta Samsel.

[3] Sven Ekdahl, Archivalien (vgl. oben Anm. 8).

[4] Ausführlich verzeichnet bei R. Päsler, Zum Handschriftenbestand (vgl. oben Anm. 20).

[5] Maria Strutyńska, Katalog Inkunabulów Biblioteki Uniwersyteckiej w Toruniu, Toruń 1995.

Königsberg, SUB	neuer Standort
888b	Thorn, UB: Rps 144/IV
889	Thorn, UB: Rps 50/IV
890b	Thorn, UB: Rps 40/IV
891	Thorn, UB: Rps 44/IV
891b	Thorn, UB: Rps 64/III
898	Thorn, UB: Rps 28/III
903	Thorn, UB: Rps 21/II
905	Thorn, UB: Rps 7/II
906	Thorn, UB: Rps 6/I
907b	Thorn, UB: Rps 10/I
910	Thorn, UB: Rps 17
911	Thorn, UB: Rps 89/II
1017	Thorn, UB: Rps 16
1019	Thorn, UB: Rps 81/I
1023	Thorn, UB: Rps 19
1049	Thorn, UB: Rps 69/V
1088	Thorn, UB: Rps 155/IV
1103	Thorn, UB: Rps 154/IV
1128	Thorn, UB: Rps 37/III
1135	Thorn, UB: Rps 29
1139	Thorn, UB: Rps 156/III
1140	Thorn, UB: Rps 63
1152	Thorn, UB: Rps 77
1177	Thorn, UB: Rps 14
1190	Thorn, UB: Rps 13
1194a	Thorn, UB: Rps 25
1214–1221	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 44–51
1237	Thorn, UB: Rps 41
1241	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 6
1253	Thorn, UB: Rps 75
1260	Thorn, UB: Rps 39
1267	Thorn, UB: Rps 48/III
1273	Thorn, UB: Rps 35
1284	Thorn, UB: Rps 51
1290	Thorn, UB: Rps 47
1291	Thorn, UB: Rps 38
1319	Thorn, UB: Rps 34
1326	Thorn, UB: Rps 52
1343	Thorn, UB: Rps 31
1361	Thorn, UB: Rps 15
1544	Thorn, UB: Rps 79
1547	Thorn, UB: Rps 54/III
1550b	Thorn, UB: Rps 159/IV
1556	Thorn, UB: Rps 78/II
1558	Thorn, UB: Rps 20/II
1564	Thorn, UB: Rps 3/I
1565	Thorn, UB: Rps 210/I

Königsberg, SUB	neuer Standort
1568	Thorn, UB: Rps 26
1574	Thorn, UB: Rps 5/I
1697?	Thorn, UB: Rps 42/1
1697	Thorn, UB: Rps 42/2
1700?	Thorn, UB: Rps 53
1700	Thorn, UB: Rps 95
1712	Thorn, UB: Rps 32/III
1735	Thorn, UB: Rps 74
1740–4	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 7
1745	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 109
1754	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 4
1755.I	Wilna, AB: F 15–70
1761	Thorn, UB: Rps 55
1783	Thorn, UB: Rps 12
1792	Thorn, UB: Rps 110
1848	Thorn, UB: Rps 85
1849	Thorn, UB: Rps 8
1853	Thorn, UB: Rps 82/I
1859	Thorn, UB: Rps 84/I
1927	Thorn, UB: Rps 4
1928	Thorn, UB: Rps 88/II
1940	Thorn, UB: Rps 92
1960	Thorn, UB: Rps 23/III
1972.1	Wilna, AB: F 15–148
1972.2	Wilna, AB: F 15–147
1972.3	Wilna, AB: F 15–149
1972.5	Wilna, AB: F 15–150
1972.6	Thorn, UB: Rps 293/V
2480	Thorn, UB: Rps 680/I
2553?	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 23–26
2556	Thorn, UB: Rps 86
2641	Thorn, UB: Rps 11/I
2681	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 43
2774	Thorn, UB: Rps 679/I
2867	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 40–41
2897	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 1

Königsberg, SUB	neuer Standort
2946	Thorn, UB: Rps 143/IV
3050.1	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 1
3050.2	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 2
3050.3	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 3
3050.4	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 4
3050.5	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. [?]
3050.6	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 6
3050.7	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 7
3050.8	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 8
3050.9	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 9
3050.10	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 5
3050.11	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 11
3050.12	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 12
3050.13	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 13
3050.14	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 14
3050.15	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 15
3050.16	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 16
3050.17	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 17
3050.18	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 18
3050.19	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. [?]
3050.20	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 20
3050.21	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 21
3050.22	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 22
3050.23	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 23
3050.24	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 24
3050.25	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. [?]

Königsberg, SUB	neuer Standort
3050.26	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 26
3050.27	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 27
3050.28	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 28
3050.29	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 29
3050.30	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 30
3050.31	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 31
3050.32	Berlin, GStAPK: XX. HA Hs. 33, Bd. 32
3204	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 5

Zur Zeit nicht identifizierbare Signaturen

?	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 110
?	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 114
?	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 2
?	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 42
?	Thorn, UB: Rps 9/I
?	Thorn, UB: Rps 33
?	Thorn, UB: Rps 70/IV
?	Thorn, UB: Rps 158/IV
?	Thorn, UB: Rps 159

Gottholdtsche Bibliothek

8905	Thorn, UB: Rps 1/I
8916	Thorn, UB: Rps 2/I
14508	Thorn, UB: Rps 191/II
26166	Wilna, AB: F 15–465
26407	Wilna, AB: F 15–467
13578	Wilna, AB: F 30–122
13580	Wilna, AB: F 30–108
13632	Wilna, AB: F 30–116
13724	Wilna, AB: F 30–70
13763e	Wilna, AB: F 30–111
13822	Wilna, AB: F 30–135
13899	Wilna, AB: F 30–115

Königsberg, SUB	neuer Standort
14248(y)a	Wilna, AB: F 30–148
14249	Wilna, AB: F 30–146
14258b	Wilna, AB: F 30–147
15859	Wilna, AB: F 30–110
18508	Wilna, AB: F 30–140
22161	Wilna, AB: F 30–173
22196	Wilna, AB: F 30–158
25153	Wilna, AB: F 30–211
26363	Wilna, AB: F 30–160
26613	Wilna, AB: F 30–132
26639	Wilna, AB: F 30–79
26662	Wilna, AB: F 30–144
26665	Wilna, AB: F 30–143
26697	Wilna, AB: F 30–145
26895	Wilna, AB: F 30–150
26936	Wilna, AB: F 30–67
36580	Wilna, AB: F 30–128
Q 214 (G) 995f	Wilna, NB: F 103–125
Q 214 (G) 995g	Wilna, NB: F 103–126
Q 214 (G) 9905	Wilna, NB: F 103–127
Q 214 (G) 9951z	Wilna, NB: F 103–128
?	Wilna, AB: F 30–109
?	Wilna, AB: F 30–113
?	Wilna, AB: F 30–124
?	Wilna, AB: F 30–131
?	Wilna, AB: F 30–142

Wallenrodtsche Bibliothek

I 4°.4	Thorn, UB: Rps 94/II
16.4°	Thorn, UB: Rps 83/I
85.2°	Thorn, UB: Rps 73/IV
129.2°	Thorn, UB: Rps 142/IV
RR 44	Wilna, AB: F 30–149
?	Wilna, AB: F 15–40
?	Berlin, GStAPK: XX. HA SUB Königsberg Nr. 3

Die Kenntnis des Lebens und Werks von Ferdinand Gregorovius in Polen[1]

Von Janusz Jasiński

Die Gestalt des bekannten deutschen Historikers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Ferdinand Gregorovius ist Bestandteil der deutschen Tradition. Hinsichtlich seiner zahlreichen Verbindungen mit Neidenburg und ganz Ostpreußen erfreute er sich besonderer Popularität unter den Einwohnern dieser Provinz.

Ich möchte in der hier vorgestellten Skizze auf zwei Fragen antworten – wie sehr wurde dieser deutsche Historiker in der polnischen Gesellschaft bekannt, und wie verhielt man sich ihm gegenüber in Allenstein und Masuren nach 1945.

Die polnische Gesellschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts – wenn sie auch nicht viele Möglichkeiten besaß, eine eigene Intelligenzschicht zu entwickeln – beobachtete doch aufmerksam die vielfältigen kulturellen und politischen Erscheinungen, die die polnischen Angelegenheiten betrafen. Als erste nahm schon 1848 die konservative Zeitung „Przegląd Poznański" [Posener Umschau] – sie wurde von Jan Koźmian redigiert – die „Idee des Polentums" von Gregorovius zur Kenntnis[2]. Die Publikation von Gregorovius war für die polnischen Leser ein angenehmes Finale, weil im Frühjahr

[1] Der polnischsprachige Beitrag wurde von Stefan Hartmann ins Deutsche übersetzt.

[2] Ferdinand Gregorovius, Die Idee des Polentums, zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte, Königsberg 1848.

1848, nach dem Aufstand in Großpolen, in ganz Deutschland eine Welle antipolnischer Stimmungen entstanden war, deren Krönung in der berühmten „polnischen Debatte" im Frankfurter Parlament im Juli 1848 mit ihrem unglücklichen Abstimmungsergebnis gesehen werden muß. Das Resultat dieser Abstimmung kann als Ratifikation der Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts durch die deutsche Gesellschaft gelten. Gregorovius aus Königsberg verurteilte sie und hob dabei gleichzeitig hervor, daß sich Polen nach dem Chaos der sächsischen Epoche auf dem Weg der staatlichen und nationalen Wiedergeburt befunden habe. Das beweise die Konstitution vom 3. Mai 1791, die der Kościuszko-Aufstand habe verteidigen wollen.

Obwohl Gregorovius demokratischen Ideen huldigte und sein Werk Joachim Lelewel[3] widmete, rühmte ihn doch der konservative Rezensent der „Posener Umschau", weil er die in der Adelsrepublik begangenen Gewalttaten der Teilungsmächte beim Namen genannt und versucht habe, auf die dringende Lösung der brennenden polnischen Frage hinzuweisen. Er schreibt über Gregorovius: „Im allgemeinen Verständnis unserer Sache ist der Standpunkt des Autors überall hochstehend, und alles Andere tritt vor der Gerechtigkeit zurück ... Er macht darauf aufmerksam, daß Europa niemals zum freien Leben der Völker gelangt, solange ein so großes Volk wie die polnische Nation in seinen gerechten Forderungen unerhört bleibt. Für dieses Ziel ruft er [Gregorovius] einen Kongreß der Völker herbei". Danach erst nimmt der Rezensent die Polemik mit dem Demokraten Gregorovius auf. Während Gregorovius mit Befriedigung anerkannte, daß die Polen überall da seien, wo sich an Barrikaden der Kampf um die Freiheit der Völker entfache, behauptet der Rezensent das Gegenteil und verkleinert ausdrücklich die Rolle seiner Landsleute in den revolutionären Handlungen. Er hält Gregorovius auch vor, daß dieser unter Berufung auf deutsche Autoren die aktuelle soziale und wirtschaftliche Situation Polens in zu schwarzen Farben male. Dennoch freut er sich darüber, daß dieses Buch [Die Idee des Polentums] das Licht der Welt erblickt habe, und schließt folgendermaßen: „Die Stadt Königsberg hat sich immer durch ihr Wohlwollen für unsere Sache ausgezeichnet. Der Autor der kleineren Schrift, über die wir Bericht erstatteten, blieb früheren Traditionen verhaftet. Er kündigt ein größeres Werk über die polnische Geschichte an, was wir mit Freude begrüßen"[4].

1862 erschien in der polnischen Enzyklopädie von Orgelbrand eine kurze Notiz über den „verdienten Schriftsteller", der drei Arbeiten zur „polnischen Frage" ankündigte[5]. Wir fügen hinzu, daß Gregorovius damals, obwohl er schon einige Arbeiten zur Geschichte Roms geschrieben hatte, noch keine bekannte Gestalt war. Aber die Zeit arbeitete zu seinen Gunsten. Die zweite Ausgabe der Enzyklopädie Orgelbrands konnte schon einige seiner Bücher erwähnen, wobei die „Idee des Polentums" und die

[3] Joachim Lelewel, polnischer Historiker (1786–1861). Er beeinflußte mit seinen Ideen die polnische Aufstandsbewegung im 19. Jahrhundert.

[4] Przegląd Poznański [Posener Umschau], 1848, S. 663–664.

[5] Encyklopedia Powszechna S. Orgelbranda [Allgemeine Enzyklopädie von S. Orgelbrand], Bd. 10, Warszawa 1862, S. 696.

„Polnischen und ungarischen Lieder" nicht vergessen wurden[6]. Man kann dazu auch sagen, daß dank dieser Enzyklopädie Gregorovius auch in Polen zu den führenden damaligen europäischen Schriftstellern und Historikern gezählt worden ist. Es verwundert daher nicht, daß seine Abhandlung über die berühmte Lukrezia Borgia[7], die er im Gegensatz zu der zeitgenössischen Literatur in helleren Farben darstellte, den Warschauer Verleger Fryderyk Henryk Lewenstan interessiert hat. Nach der Übersetzung des Buches ins Polnische brachte er es in der Reihe „Die Bibliothek der wertvollsten Werke der europäischen Literatur" unter[8]. In der Einleitung zur polnischen Übersetzung finden wir Informationen über Gregorovius, die übrigens teilweise falsch sind: „In seiner Jugend befaßte sich Gregorovius mit besonderem Enthusiasmus mit der Poesie. Seine Werke der jugendlichen Phantasie baute er zumeist auf Ereignissen und Persönlichkeiten auf, die Berührung mit der Provinz Preußen und Polen haben. Wir erwähnen hier den 1845 veröffentlichten poetischen Roman in zwei Bänden ‚Werdomar und Wladislaw' sowie die drei Jahre später erschienenen ‚Polenlieder', Königsberg 1848[9]. Die ungarischen Ereignisse erweckten in ihm eine lebhafte Sympathie für dieses Land. Diese drückte sich in seinem, die Magyaren verherrlichenden Heldenpoem aus[10]. Um diese Zeit befaßte sich Gregorovius mit der Erstellung einer gelehrten Abhandlung zur Erlangung des Doktorgrades[11]. Diese Studien vertieften seine Kenntnisse über die Geschichte des weströmischen Reiches und waren die Grundlage für die 1851 erschienene Arbeit ‚Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit'. Diese Publikation richtete sofort wegen der Genauigkeit der darin erfaßten Quellen, der scharfsichtigen Kritik und der Eleganz des historischen Vortrags die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den Autor". Wir fügen hier hinzu, daß kein deutscher Biograph von Gregorovius die polnische Ausgabe von „Lukrezia Borgia" wahrgenommen hat.

1884 erschien in der gleichfalls konservativen Krakauer „Polnischen Umschau" eine längere Rezension der zweiten Ausgabe des Werkes über Kaiser Hadrian[12]. Marian Sokołowski schreibt in der Einleitung: „Der unsterbliche Historiker Roms, Ferdinand Gregorovius, hat nach so vielen Arbeiten, mit denen er Jahr für Jahr die historische Literatur bereicherte, jetzt ein Werk herausgebracht, das in seinem Inhalt über alle Grenzen seiner bisherigen Arbeiten hinausgeht". Weiter bemerkt der Rezensent, daß

[6] Encyklopedia Powszechna S. Orgelbranda, Bd. 5, Warszawa 1873², S. 30.

[7] Ferdinand Gregorovius, Lukrezia Borgia, München 1874.

[8] Ferdynand Gregorovius, Lukrecja Borgia, według dokumentów i korespondencji współczesnych, z trzeciego, poprawionego i pomnożonego wydania niemieckiego przełożył Franciszek Henryk Lewestan [Ferdinand Gregorovius, Lukrezia Borgia, nach zeitgenössischen Dokumenten und der Korrespondenz aus der dritten verbesserten und erweiterten deutschen Ausgabe übersetzt von Franciszek Henryk Lewestan]. Verlag und Druck von S. Lewental, Warszawa 1877, S. 257.

[9] Der korrekte Titel lautet: „Polen- und Magyarenlieder", Königsberg 1849.

[10] Dabei handelt es sich um kein Poem, sondern um eine Sammlung einzelner Gedichte.

[11] Gregorovius verteidigte seine Doktorarbeit im Jahre 1843 zum Thema eines neuplatonischen Philosophen aus dem dritten Jahrhundert, der in Rom wirkte: „Plotine de pulchro doctrina".

[12] Ferdinand Gregorovius, Der Kaiser Hadrian, Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit, Stuttgart 1884.

es praktisch eine neue Studie sei, weil von der früheren Veröffentlichung aus dem Jahre 1851 nur das Skelett übriggeblieben sei. Gregorovius entwarf ein breites Bild des römischen Staates im zweiten Jahrhundert nach Christus. Indem er dem Autor folgt, ist Sokołowski entzückt von der Gestalt Hadrians als eines starken Herrschers, weisen Politikers und Mäzens der Kunst[13].

Der Historiker aus Masuren Jan Karol Sembrzycki[14] bearbeitete in dem vielbändigen polnischen „Geographischen Lexikon" das Wort „Nidbork" (heute „Nidzica" = Neidenburg). In den Kommentar nahm er zwei Sätze über seinen Landsmann Gregorovius auf. Indem er drei von dessen Werken zur Geschichte Roms erwähnte, erinnerte er daran, daß zwei Ausgaben aus der Zeit des „Völkerfrühlings" große Sympathie für die Polen zum Ausdruck gebracht hätten[15].

Im Jahre 1889 gab Gregorovius in Stuttgart sein zweibändiges Werk „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" heraus. Eine sympathische Rezension, gleichfalls in der „Polnischen Umschau", veröffentlichte der katholische Geistliche Stefan Pawlicki, ein hervorragender Kenner der früheren griechischen Kultur. Richtig betont er, daß das Werk das Gegenstück zur „Geschichte Roms" von Gregorovius sei. „Aber", so bemerkt er, „der Autor hatte diesmal eine schwierigere Aufgabe zu erfüllen". Athen habe sich in der tausendjährigen Geschichte des Mittelalters eigentlich am Rande der großen allgemeinen Geschichte befunden und sei in den Gegensatz zwischen Rom und Byzanz hineingedrückt worden. Trotz dieses undankbaren Themas bewältigte der Autor siegreich alle Schwierigkeiten, denn „kein zweiter besitzt in gleicher Weise Kenntnisse über die italienischen Archive, eine reiche Belesenheit, klassische Bildung, einen leichten vornehmen Stil und schöpferische Gestaltungskraft, die den Historikern so unentbehrlich ist. Und er schrieb zwei schöne dicke Bände, die sich wie ein anmutiger Roman lesen". Unter den wichtigeren historischen Ereignissen akzentuiert Pawlicki die von Gregorovius unterstrichene Ähnlichkeit der unrechtmäßigen Eroberung von Byzanz durch die Kreuzritter und des von ihnen bewirkten „Herausschneidens" zahlreicher Fürstentümer mit den gleichfalls unrechtmäßigen Teilungen Polens im 18. Jahrhundert. Dagegen betrifft eine kritische Bemerkung des Rezensenten eine „gewisse Parteilichkeit" in der Beurteilung der Politik der griechischen Kirche, weil der Autor „nicht wahrnahm, daß der Staatsapparat der byzantinischen Herrscher und das damit verbundene Patriarchat in Konstantinopel eine sehr monströse und am wenigsten christliche Institution waren, die die Menschheit erlebte und deren düstere Folgen noch heute fast hundert Millionen Slawen bedrücken, die wahrlich eines besseren Schicksals würdig gewesen wären"[16]. Eine allgemeine Beurteilung der Monographie über Athen ist positiv: „Das ganze Werk ist glänzend und mit großer Gelehrsamkeit

[13] Przegląd Polski [Polnische Umschau], Jg. 18 (1884), S. 192–193.

[14] Danuta Kasparek, Jan Karol Sembrzycki 1856–1919. Mazur na rozdrożu narodowym [Jan Karol Sembrzycki 1856–1919. Ein Masure am nationalen Schweideweg], Olsztyn 1988.

[15] Słownik geograficzny Królestwa Polskiego i innych krajów słowiańskich [Geographisches Wörterbuch des Königreichs Polen und anderer slawischer Länder], Bd. 7, Warszawa 1888, S. 31–32.

[16] Zweifellos bezieht sich diese Bemerkung auf den moskowitischen Caesaropapismus.

geschrieben. Zur großen Befriedigung der Liebhaber der griechischen Nation füllt es eine Lücke in der historischen Literatur aus, und man kann es daher mit Recht neben die anderen Arbeiten des berühmten Historikers stellen“[17].

Nach dem Tode von Gregorovius erschienen zwei Nachrufe, der eine sehr kurz, der von dem Tod „des bekannten Historikers und deutschen Dichters“ spricht[18], und der andere ausführlicher, der den ganzen Lebensweg vorstellt und länger bei seinem wichtigsten Werk verweilt: „Während seines Aufenthalts in Rom führte er sein großes Vorhaben über die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter aus, wofür er fast 20 Jahre verwendete. Das Werk erlebte vier Auflagen, und der Magistrat der Stadt Rom gab eine italienische Übersetzung auf öffentliche Kosten heraus. Der Autor wurde mit dem Ehrenbürgerrecht dieser Stadt ausgezeichnet“. Hier richtete der Autor des Nekrologs eine bissige Bemerkung an die Adresse der deutschen Wissenschaft: „Charakteristisch ist, daß Gregorovius keine Anerkennung bei den deutschen Professoren fand. Sie verdammten seine Arbeiten dafür, daß sie der Trockenheit und Schwere verlustig gingen und stattdessen farbig, lebendig und in einer schönen und leicht verständlichen Sprache geschrieben waren“[19].

Fünf Jahre nach dem Tod von Gregorovius gab Sigmunt Müntz dessen Korrespondenz mit der Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli heraus[20]. Dieses Mal war die Rezension eines gewissen N. weniger enthusiastisch. Die kritischen Bemerkungen sind aber vor allem an den Herausgeber gerichtet. Der Rezensent wirft Müntz vor, die Einwände Leopolds von Ranke gegenüber Gregorovius mit Schweigen übergangen zu haben. Ranke hatte behauptet, daß Gregorovius entgegen den Fakten Lukrezia Borgia in verklärter Weise „als Muster weiblicher Tugend“ dargestellt habe. Eine solche Schilderung entsprach der Absicht von Gregorovius, um jeden Preis in anderer Weise als bisher die Gestalten und Ereignisse sichtbar zu machen. Danach rügt der Rezensent an Gregorovius seine bei jedem Schritt erkennbare Parteilichkeit in der Behandlung der Geschichte des Papsttums: „Man muß doch seinen leidenschaftlichen Haß gegen die Päpste und die daraus resultierende Verblendung seines Urteils in Rechnung stellen“. Zweifellos kam bei dem Rezensenten der politische Ultramontanismus zum Vorschein, der besonders empfindlich nach der Aufhebung des Kirchenstaates hervortrat, worüber Gregorovius indes erfreut war. Eine andere Sache ist, daß Gregovorius nicht behutsam mit seinen Ausdrücken umging. So sprach er beispielsweise über den „Schurken im Vatikan“ oder über die Vernichtung des „Drachen“, der versuche, „aus seiner mittelalterlichen Höhle herauszuschlüpfen“. Dagegen würdigt der Rezensent die Bemühungen von Gregorovius, die Denkmäler des alten Rom zu retten. Schließlich erwähnt er, Gregorovius habe sein Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, daß der französisch-deutsche Krieg 1870/71 ausgebrochen sei. Statt sich gegenseitig zu bekämpfen,

[17] Przegląd Polski, Jg. 24 (1889–1890), Bd. 2, H. 4–6, S. 165–168.
[18] Świat [Die Welt], Kraków (1891), S. 246.
[19] Biblioteka Warszawska [Warschauer Bibliothek] (1891), Bd. 2, S. 640–641.
[20] Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Lovatelli, hrsg. von Sigmunt Müntz, Berlin 1896.

wären diese Völker verpflichtet gewesen, eine höhere Kultur zu erreichen. Und endlich – so der Rezensent – gebühre Gregorovius Anerkennung für die Unabhängigkeit seiner Urteile. „Schon vor Jahren erkannte er in der polnischen Frage eine Sache der Zivilisation und besang das Unglück der Besiegten in einem Lied des Mitgefühls“. Als Fazit läßt sich feststellen, daß der Rezensent die politischen Anschauungen von Gregorovius sowohl bemängelte als auch lobte. Insgesamt überwogen jedoch die helleren Farben gegenüber den dunkleren[21].

Ein genaueres, 82 Zeilen umfassendes Biogramm von Gregorovius wurde in die neue polnische Enzyklopädie im Jahre 1900 aufgenommen. Hier beging der Autor des Biogramms einen Irrtum, indem er schrieb, der Historiker sei in Neudenborg, statt korrekt in Nibork (Neidenburg), geboren. Dennoch wurde der Lebensabriß in detaillierter Weise vorgestellt. Es findet sich eine Charakteristik seiner Hauptwerke mit dem bedeutendsten Buch „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ an der Spitze. Man vergaß auch nicht hinzuzufügen, daß seine jugendlichen Arbeiten „ein aufrichtiges Wohlwollen gegenüber den Polen und Ungarn erkennen lassen“[22]. Dagegen veröffentlichten die folgenden kleineren Enzyklopädien aus der Zwischenkriegszeit kürzere Bemerkungen, indem sie hervorhoben, daß er ein deutscher Historiker und Schriftsteller gewesen sei[23].

Nach der Rezension aus dem Jahre 1848 richtete erst 1929 der aus Pommerellen gebürtige Student der Universität Posen Tadeusz Pietrykowski die Aufmerksamkeit auf die „Idee des Polentums“. Er bemerkte auch als erster in der polnischen Literatur die polnische Herkunft der Vorfahren des Gregorovius[24].

Gerade dieses Motiv, zusammen mit der Hervorhebung der polnischen Demütigungen, dominiert in der polnischen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg, aber mit der ständigen Erinnerung, daß Gregorovius ein deutscher Schriftsteller gewesen sei. In dieser Weise schrieben über ihn auch Alodia Kawecka-Gryczowa[25] und Irena Fabiani-Madejska[26].

Im Jahre 1955 besprach die junge Kunsthistorikerin Anna Kunzendorf in populärer, aber sachlicher Weise die „Idee des Polentums“. Sie beging dabei den ärgerlichen Fehler, daß sie den Vornamen „Ferdynand“ in „Fryderyk“ veränderte. Sie beendete ihren

[21] Przegląd Polski, Jg. 32 (1897), H. 1, S. 166–171.
[22] Wielka Encyklopedia Powszechna Ilustrowana [Große Allgemeine Illustrierte Enzyklopädie], Bd. 25, Warszawa 1900, S. 808–809.
[23] Wielka Ilustrowana Encyklopedia Polska Gutenberga [Große Illustrierte Polnische Enzyklopädie von Gutenberg], Bd. 6, Kraków [um 1930], S. 8; Encyklopedia Powszechna Ultima Thule [Allgemeine Enzyklopädie Ultima Thule], Bd. 4, Warszawa 1931, S. 267.
[24] Tadeusz Pietrykowski, Ferdynand Gregorovius, zapomniany przyjaciel Polaków [Ferdinand Gregorovius, ein vergessener Freund der Polen], in: Księga pamiątkowa Akademickiego Koła Pomorskiego przy Uniwersytecie Poznańskim [Gedenkbuch des Akademischen Zirkels aus Pommerellen an der Posener Universität], Poznań 1929, S. 37–51.
[25] Vgl. Alodia Kawecka-Gryczowa, Zarys dziejów piśmiennictwa polskiego w Prusach Wschodnich [Abriß der Geschichte des polnischen Schrifttums in Ostpreußen], Warszawa 1946.
[26] Irena Fabiani-Madejska, Odwiedziny Gdańska w XIX wieku [Ein Besuch Danzigs im 19. Jahrhundert], Gdańsk 1957, S. 95.

kurzen Artikel mit der wichtigen Feststellung: „Die Sympathie, die jede Seite des Werkes von Gregorovius atmet, verpflichtet uns dazu, an ihn und an seine Arbeit zu denken, die auch heute für uns, für unsere Arbeit im Ermland und in Masuren einen großen, bisher nicht ausgenutzten Wert hat“[27].

Die bekannte Verbreiterin der Geschichte Masurens, die Leiterin der Forschungsstelle der Polnischen Historischen Gesellschaft in Allenstein und Redakteurin der „Komunikaty Mazursko-Warmińskie“, Emilia Sukertowa-Biedrawina, veröffentlichte ein Biogramm des großen Sohnes von Neidenburg in der Monatsschrift „Warmia i Mazury“ [Ermland und Masuren]. Die Autorin bezog sich dabei auf die Monographie von Neidenburg aus der Feder von Julius Gregorovius, dem Bruder Ferdinands. Sie unterstrich deutlich die polnische Herkunft der Familie Gregorovius und resümierte im folgenden die „Idee des Polentums“. Bei der Erwähnung des bedeutenden Werkes „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ versäumte sie nicht hinzuzufügen, daß dieses Historikern wie Ranke, Mommsen und Giesebrecht nicht gefallen habe. Unnötigerweise veränderte sie aber den Zunamen in Gregorowius[28].

Dagegen polonisierte im Jahre 1966 Franciszek Jeziołowicz völlig den Namen des großen Sohnes von Neidenburg. Unter Heranziehung der deutschen und polnischen Literatur zu seinem Thema schrieb er über Gregorovius einen sehr sachlichen Artikel. Wenn auch die deutschen Historiker feststellen, daß die Aufnahme des Werkes von Gregorovius in den päpstlichen Index diesem Genugtuung bereitet habe, so urteilt Jeziołowicz genau entgegengesetzt, nämlich daß dieser Tatbestand Gregorovius Verdruß zugefügt habe[29]. Im gleichen Jahr wollte der Kustos des Masurischen Museums in Allenstein, Michał Chomin, die Aufmerksamkeit auf die slawische Problematik im Schaffen von Gregorovius richten. Aber im Gegensatz zum Titel des Artikels[30] befaßte er sich in traditioneller Weise nur mit der Beziehung von Gregorovius zu Polen. Fälschlich schreibt Chomin die Verfasserschaft der Monographie über Neidenburg Ferdinand zu, während ihr Autor, wie schon erwähnt, Julius Gregorovius war[31].

Interessante Kapitel in zwei Büchern widmete der Allensteiner Historiker Edward Martuszewski der Familie Gregorovius, wobei es vor allem um Ferdinand und Julius geht. Er übersetzte das Gedicht Ferdinands „Der Polenzug 1832“ und eine Reihe von

[27] Anna Kunzendorf, Fryderyk Gregorovius (1821–1891), in: Słowo na Warmii i Mazurach [Das Wort im Ermland und in Masuren] (1955), Nr. 40.

[28] Emilia Sukertowa-Biedrawina, Gregorovius, Ferdynand in: Warmia i Mazury (1960), Nr. 2, S. 25; in Deutschland veröffentlichte der polnische Autor Włodzimierz Wnuk einen Artikel über Gregorovius: „Von einem Deutschen, der der Polenfrage Begeisterung entgegenbrachte“, in: Deutsch-Polnische Hefte (1961), H. 2, S. 472–476.

[29] Franciszek Jeziołowicz, Ferdynand Adolf Gregorovius z Nidzicy, przyjaciel Polski [Ferdinand Adolf Gregorovius aus Neidenburg, ein Freund Polens], in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie (1966), Nr. 3, S. 353–357.

[30] Michał Chomin, Ferdynand Gregorovius i jego wizja przyszlości Słowiańszczyzny [Ferdinand Gregorovius und seine Vision von der Zukunft des Slawentums], in: Warmia i Mazury (1966), Nr. 2, S. 3–4.

[31] Julius Gregorovius, Die Ordensstadt Neidenburg in Ostpreußen, Marienwerder 1883.

Fragmenten aus der Monographie von Julius Gregorovius, die den Durchmarsch polnischer Aufständischer durch diese Stadt behandeln, in die polnische Sprache[32].

Zweifellos gelangte Gregorovius in den Kanon der mit der Geschichte der masurischen Region verbundenen Gestalten dank der Aufnahme seines Lebensabrisses in das „Biographische Wörterbuch“ von Tadeusz Oracki. Es handelt sich hier um ein geschlossenes Biogramm, das mit einer sehr ausführlichen Bibliographie versehen ist und großen Nachdruck auf die Verbindungen von Gregorovius zu Polen legt. Natürlich schreibt auch Oracki, daß er ein „deutscher Schriftsteller“ gewesen sei[33].

Eine Übersetzung zweier Lieder von Gregorovius „Der Polenzug 1832“ und „Der alte Pole“ zusammen mit einem kurzen Biogramm ihres Autors befand sich in der Anthologie deutscher Dichter, die sich zu polnischen Themen geäußert hatten[34]. Auf Gregorovius berief sich Józef Wójcicki, als er den politischen Standpunkt des polnischen Königs August des Starken zur Frage der Krönung des preußischen Königs Friedrich I. kritisch erörterte[35].

Obwohl sich die „Idee des Polentums“ wohlwollender Rezensionen in Polen erfreute, fehlte doch eine polnische Übersetzung des Werkes. Mit diesem Anliegen befaßten sich um 1980 der Direktor des Verlags „Pojezierze“ [Seenplatte] Andrzej Wakar und sein Vertreter Roman Marchwiński. Sie übertrugen die Übersetzung des Buches Franciszek Jeziołowicz und die wissenschaftliche Bearbeitung Janusz Jasiński. Die Übersetzung war bald fertig. Dagegen hatte Jasiński wegen anderer Verpflichtungen nicht ausreichend Zeit zur Erfüllung seines Auftrags. Nach dem Zusammenbruch des Verlags „Seenplatte“ ergriff hier die kulturelle Gesellschaft „Borussia“ die Initiative.

Schließlich erschien die Übersetzung im Jahre 1991, d. h. ein Jahrhundert nach dem Tod des Schriftstellers[36]. Für die Einleitung des Buches benutzte Jasiński politische Artikel von Gregorovius, die in der demokratischen „Neuen Königsberger Zeitung“

[32] Edward Martuszewski, Polscy i niepolscy Prusacy [Die polnischen und nichtpolnischen Preußen], Olsztyn 1974, S. 63–74; ders., Historia Nidzicy [Die Geschichte Neidenburgs], in: Nidzica. Z dziejów miasta i okolic [Neidenburg. Aus der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung], Olsztyn 1976, S. 81–83.

[33] Tadeusz Oracki, Słownik biograficzny Warmii, Mazur i Powiśla w XIX i XX wieku (do 1945) [Biographisches Wörterbuch des Ermlands, Masurens und des Weichselgebiets im 19. und 20. Jahrhundert (bis 1945)], Warszawa 1983, S. 120–121. Ein bedeutend kürzeres Biogramm desselben Autors befindet sich im „Biographischen Wörterbuch des Ermlands, Masurens und des Weichselgebiets von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1945“, Warszawa 1963, S. 99.

[34] Walecznych tysiąc ... Antologia niemieckiej poezji o powstaniu listopadowym. Wstęp, wybór i opracowanie naukowe Gerard Kozielek [Tausend Kämpfer ... Eine Anthologie deutscher Poesie über den Novemberaufstand. Einleitung, Auswahl und wissenschaftliche Bearbeitung von Gerard Kozielek], Warszawa 1987, S. 191, 209, 252.

[35] Józef Wójcicki, Dzieje Polski nad Bałtykiem [Die Geschichte Polens an der Ostsee], Warszawa 1989, S. 255.

[36] Ferdynand Gregorovius, Idea polskości. Dwie księgi martyrologii polskiej. Przełożył Franciszek Jesiołowicz. Opracował i wstępem opatrzył Janusz Jasiński [Ferdinand Gregorovius, Die Idee des Polentums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte. Übersetzt von Franciszek Jesiołowicz, bearbeitet und eingeleitet von Janusz Jasiński], Wspólnota Kulturowa „Borussia“ [Kulturelle Gesellschaft „Borussia“], Olsztyn 1991, 172 S.

(1848–1850) veröffentlicht worden sind. Sie sind bis heute mit Ausnahme von Annelies Schühner (1943)[37] nicht von deutschen Autoren durchgesehen worden, die übrigens größere Aufmerksamkeit der Kritik dieses Buches widmeten, die der Professor der Albertina Karl Rosenkranz in der „Königsberger Hartungschen Zeitung" veröffentlicht hat. Die Bekanntmachung der Leser mit den wichtigsten Gedanken von Gregorovius trat demgegenüber in den Hintergrund. Niemand befaßte sich auch mit der ausführlichen Entgegnung von Gregorovius auf Karl Rosenkranz in den Spalten derselben Zeitung[38]. Zur politischen Auffassung von Gregorovius in der Zeit des „Völkerfrühlings" erschien eine kurze Notiz in dem Sammelband „Königsberg und Polen"[39].

Dagegen betrachtet Andrzej F. Grabski die politische Auffassung von Gregorovius zur Zeit des Vormärz und der Revolution 1848/49 sowie dessen Konzeptionen zur Geschichte Polens in einer Rezension, die der erwähnten polnischen Ausgabe der „Idee des Polentums" gewidmet ist, sehr viel umfassender. Er macht die Ansichten des Königsberger Historikers vor dem Hintergrund des breiten historischen und historiographischen Panoramas der polnisch-deutschen Beziehungen von den Zeiten des Novemberaufstands bis zum „Völkerfrühling" deutlich. Er beweist, daß Gregorovius, indem er eine positive Lösung des ständig leidvollen polnischen Problems auf einem speziell zu diesem Zweck einberufenen internationalen Kongreß empfahl, diesen Gedanken aus dem „Manifest für die Völker Europas" übernommen hatte, das auf dem Slawenkongreß in Prag im Juni 1848 verkündet worden war. Alle Historiker wiederholen bis heute, daß Gregorovius hier von dem polnischen Historiker Joachim Lelewel beeinflußt worden sei. Das ist wahr, aber Grabski zeigt an vier konkreten Positionen Lelewels, auf die sich Gregorovius beruft, daß dieser nicht aus deutschen, sondern aus französischen Übersetzungen geschöpft hat. Grabski sieht auch in dessen Wirken die Einflüsse deutscher Junghegelianer[40].

In den Jahren 1864-1877 veröffentlichte Gregorovius in fünf Bänden seine Eindrükke von seinem Aufenthalt in Italien unter dem Titel „Wanderjahre in Italien". Fritz Schillmann fügte ihnen einige andere von ähnlichem Charakter hinzu und gab sie unter dem gleichen Titel 1925 in Dresden heraus. Vor fünf Jahren veröffentlichte das Staatliche Verlagsinstitut die „Wanderjahre" in mustergültiger Weise in zwei dickleibigen Bänden. Der wissenschaftliche Editor war der berühmte Gelehrte Paweł Hertz,

[37] Annelies Schühner, Die politische Jugendentwicklung von Ferdinand Gregorovius, Diss. phil. Heidelberg 1943 (Maschinenschrift). Die Dissertation veröffentlichte Gerhard Knieß auf dem Wege des Rotaprintverfahrens im Jahre 1984.

[38] Janusz Jasiński, Einleitung zur „Idee des Polentums" von Ferdinand Gregorovius, S. 26–28.

[39] Janusz Jasiński, Królewiec wobec Polski w latach 1830–1864 [Königsberg gegenüber Polen in den Jahren 1830–1864], in: Królewiec a Polska. Praca zbiorowa pod. red. Mariana Biskupa i Wojciecha Wrzesińskiego [Königsberg und Polen. Sammelband unter der Redaktion von Marian Biskup und Wojciech Wrzesiński], Olsztyn 1993, S. 125.

[40] Andrzej F. Grabski, Wokół „Idei polskości" Ferdynanda Gregoroviusa [Um die „Idee des Polentums" von Ferdinand Gregorovius], in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie (1994), Nr. 4, S. 449–466; vgl. auch die Rezension der polnischen Übertragung der „Idee des Polentums" aus der Feder von Jan Chłosta, in: „Słowo Powszechne" [Allgemeines Wort] (1992), Nr. 38, und „Dziennik Pojezierze" [Seenplatte-Journal] (1992), Nr. 38.

und der Übersetzer war der 1974 verstorbene Tadeusz Zabłudowski. Abgesehen von zahlreichen Anmerkungen zu den Texten von Gregorovius verfaßte der wissenschaftliche Editor eine kurze Information über diesen[41]. Dank der Anregung von Hertz wurden die drei Werke „Lukrezia Borgia", die „Idee des Polentums" und „Wanderungen in Italien" in die polnische Sprache übersetzt. Einen kurzen Artikel über Gregorovius veröffentlichte 1994 Jan Chłosta[42].

Abschließend erinnern wir noch an das Denkmal von Gregorovius und an die Versuche, sein Andenken in Neidenburg zu verbreiten.

Der Vater von Gregorovius, der Justizrat Ferdinand Gregorovius – er starb 1848 –, machte sich um Neidenburg durch seine Bemühungen verdient, das zerstörte Schloß wieder aufzubauen. Dagegen wurde der Bruder Julius Gregorovius durch die Herausgabe einer schönen Monographie über die Stadt und den Einsatz eines Teils seines Kapitals für karitative Zwecke bekannt. Unter Berücksichtigung der intensiven Kontakte Ferdinands zu Neidenburg und der Verdienste seines Vaters und Bruders um die Stadt stiftete der dortige Rat ein Denkmal an der Seite des Schlosses für die drei genannten Mitglieder der Familie Gregorovius. Auf der oberen Tafel wurde folgende Aufschrift angebracht:

„Dem Erhalter des Schlosses Kreisjustizrat Ferdinand Timotheus Gregorovius
gewidmet von der dankbaren Stadt Neidenburg".

Die untere Tafel hatte folgenden Wortlaut:

„Im Denkmal des Vaters hat eine Ruhestätte gefunden die Asche von

Ferd. Gregorovius	Julius Gregorovius
Ehrenbürger der Stadt Rom	Ehrenbürger der Stadt Neidenburg
geb. 19. Januar 1821	geb. 23. August 1819
gest. 1. Mai 1891	gest. 18. Juli 1891"

Als 1945 bei der Suche nach Schätzen und Geld das Denkmal teilweise zerstört wurde, war man sich damals dieser Tat kaum bewußt. Als jedoch in der ersten Hälfte der 60er Jahre das alte Ordensschloß wieder aufgebaut wurde, erhoben die Kreis- und Wojewodschaftsbehörden Einspruch gegen die Renovierung des Denkmals der drei Mitglieder der Familie Gregorovius, weil sie Deutsche waren. Während eines Besuchs von Neidenburg im Jahre 1966 stellte der Kustos des städtischen Museums in der Zwischenkriegszeit, Gerhard Knieß († 1995)[43], zwei Urnen, leider schon ohne Asche, und eine ohne Deckel sicher. Er intervenierte hinsichtlich des im Gange befindlichen gänzlichen Abbruchs des Denkmals. Knieß halfen dabei der erwähnte Übersetzer der

[41] Ferdynand Gregorovius, Wędrówki po Włoszech. Tłumaczył Tadeusz Zabłudowski. Przypisami, posłowiem i notą opatrzył Paweł Hertz [Ferdinand Gregorovius, Wanderungen in Italien. Übersetzt von Tadeusz Zabłudowski, Anmerkungen, Nachwort und Wertung von Paweł Hertz], Państwowy Instytut Wydawniczy, Bd. 1, S. 572, Bd. 2, S. 504, Warszawa 1990.

[42] Jan Chłosta, Ferdynand Gregorovius, in: Gazeta Olsztyńska [Allensteiner Zeitung] (1994), Nr. 172.

[43] Alfred Cammann, Nachruf auf Gerhard Knieß, in: Preußenland 33 (1995), S. 59–60.

„Idee des Polentums", Franciszek Jeziołowicz, und der Archäologe Romuald Odoj. Ihre Meinung traf bei dem staatlichen Denkmalskonservator Lucjan Czubiel auf Verständnis. Der Abbruch wurde eingestellt, und beide Urnen kamen vorläufig in das Rathaus. Um für sie einen geeigneten Platz zu finden, wurde am 17. Juli 1986 in das Tor des Neidenburger Schlosses eine Gedenktafel aus schwedischem Marmor eingemauert und hinter ihr in einem Safe beide Urnen untergebracht. Der Text auf der Tafel lautet:

„Der Erinnerung an die Familie Gregorovius, den Vater Ferdinand Timotheus und die Söhne Julius und Ferdinand gewidmet, die sich um die Stadt Neidenburg verdient gemacht haben und Sympathisanten des Polentums im 19. Jahrhundert gewesen sind"[44].

Es war ein Symptom neuer Zeiten. Die Neidenburger Gesellschaft störte sich nicht mehr daran, daß Julius Gregorovius in der preußischen Armee gedient hatte. Man kann hier eine Einzelheit erwähnen. In dessen Buch befindet sich die wichtigste Information über den Widerhall des Novemberaufstands in Masuren[45]. Der Verfasser des Textes auf der Tafel ist Lucjan Czubiel und der ausführende Künstler der Steinmetz Michał Brudzewski.

Aus Anlaß des 100. Todesjahres von Ferdinand und Julius erhielt auf Beschluß des städtischen Rats im Juli 1991 der frühere Stadtwald den Namen „Gregorovius", und im Jahre 1994 beschloß die Kommission für Namenkunde, eine Straße in Neidenburg nach der Familie Gregorovius zu benennen. Gleichzeitig begann man den Wiederaufbau des Denkmals, wobei man ihm nach Möglichkeit seine frühere Gestalt wiedergeben wollte. Neben den deutschen Texten wurde auf der benachbarten Tafel ihre polnische Entsprechung angebracht. Das Schicksal des Denkmals der Familie Gregorovius schildert Janusz Jasiński in der Allensteiner Zeitschrift „Borussia"[46]. In den letzten Jahren hat die „Gazeta Nidzicka" [Neidenburger Zeitung] einige Informationen über die Familie Gregorovius veröffentlicht[47].

Abschließend läßt sich sagen, daß sich die polnische Wissenschaft und Publizistik für den deutschen Historiker vor allem interessierten, weil er ein positives Verhältnis zur Geschichte und den zeitgenössischen Problemen Polens hatte. Sein späteres Schaffen wurden in den drei wichtigsten Zentren des geteilten Polen, d.h. in Warschau, Posen und Krakau, verfolgt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er allmählich von der neuen polnischen Gesellschaft in Allenstein und Neidenburg akzeptiert, die seine Gestalt als Fragment des historischen Erbes der Region Masuren betrachtet.

---

[44] Der Text ist aus dem Polnischen übersetzt worden.

[45] Janusz Jasiński, Odgłosy powstania listopadowego w Prusach Wschodnich [Das Echo des Novemberaufstands in Ostpreußen], in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie (1957), Nr. 2, S. 99.

[46] Janusz Jasiński, Dzieje pomnika Gregoroviusów w Nidzicy [Die Geschichte des Gregorovius-Denkmals in Neidenburg], in: Borussia (1992), Nr. 3–4, S. 164–169.

[47] Jerzy Ottelo, Ojciec Gregorovius i jego czterej synowie [Der Vater Gregorovius und dessen vier Söhne], in: Gazeta Nidzicka (1991), Nr. 21; Witold Zagożdżon, Setna rocznica [Die Jahrhundertfeier] (1991), Nr. 13; ders., Nidzica wobec powstania listopadowego [Neidenburg gegenüber dem Novemberaufstand], in: Gazeta Nidzicka (1992), Nr. 24; Zamkowe spotkania [Schloßtreffen] (1992), Nr. 21 (hier befindet sich der Hinweis auf das Referat von Janusz Jasiński zum Thema „Ferdinand Gregorovius").

Buchbesprechungen

Dokumenty – skarby ziem zachodnich i północnych Polski. Katalog wystawy archiwalnej. Pięćdziesiąt lat polskiej służby archiwalnej na ziemiach zachodnich i północnych [Dokumente – Schätze der westlichen und nördlichen Gebiete Polens. Katalog einer Archivalienausstellung. Fünfzig Jahre polnischer Archivdienst in den westlichen und nördlichen Gebieten]. Hrsg. von der *Naczelna Dyrekcja Archiwów Państwowych* [Generaldirektion der Staatsarchive], Warszawa-Szczecin 1995, 57 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Katalog stellt die Schätze polnischer Archive in den West- und Nordgebieten Polens vor. Einleitend skizziert der Generaldirektor der polnischen Staatsarchive, Professor Jerzy Skowronek, die Schwierigkeiten, die beim Aufbau eines leistungsfähigen Archivwesens in den 1945 zu Polen gekommenen deutschen Ostgebieten zu bewältigen waren. Viele Archive waren durch Kriegseinwirkung zerstört und große Teile ihrer Bestände verstreut, entfremdet oder gänzlich verlorengegangen. Heute verwahren die Archive in Pommern, Ost- und Westpreußen sowie in Schlesien etwa 55 laufende Kilometer Akten und Urkunden, die das Zusammenleben von Polen, Deutschen, Kaschuben und Masuren seit dem 13. Jahrhundert dokumentieren. Die in der Ausstellung präsentierten Archivalien sind folgendermaßen gruppiert:

1. die slawische Vergangenheit der West- und Nordgebiete und ihre Verbindung mit Polen, 2. das polnisch-deutsche kulturelle Erbe der West- und Nordgebiete, 3. die Nachkriegszeit und die zeitgenössische Geschichte der West- und Nordgebiete.

In jeder Abteilung sind die Dokumente in chronologischer Reihenfolge angeordnet. Sie stammen aus den Staatsarchiven Stettin, Köslin, Danzig, Allenstein, Oppeln, Breslau und Grünberg. In einigen Fällen werden auch Unterlagen aus dem Hauptarchiv Alter Akten in Warschau gezeigt. Insgesamt handelt es sich um 84 Exponate aus den Jahren 1267–1981. Der Bogen spannt sich von der Erleichterung des ausländischen Seehandels (1294) bis zur Entstehung von „Solidarność" (1980–1981). Dokumentiert sind u.a. die engen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Bindungen der West- und Nordgebiete an Polen, die man nach Ansicht der Ausstellungsgestalter schon im Mittelalter erkennen kann. Diese wollen indes die manchmal schwierigen Momente des deutsch-polnischen Zusammenlebens in jenen Regionen keineswegs ausklammern.

Im folgenden seien kurz die drei dem eigentlichen Katalog vorangestellten Beiträge polnischer Archivare skizziert. Zunächst behandelt Władysław Stępniak das „Problem der Sukzession hinsichtlich der Archivalien in den Beziehungen Polens zu seinen Nachbarn". Er weist hier auf die vielfältigen Probleme im polnisch-deutschen Nachbarschaftsverhältnis hin, die ein Ergebnis des Zweiten Weltkriegs sind. Polen habe einerseits Gebiete von Deutschland erlangt, deren historische Verbindungen ihm die Integration in sein Staatsgebiet erleichtert habe, und zum anderen Territorien verloren, die heute einen Teil der unabhängigen Staaten Weißrußland, Litauen und Ukraine bilden. Die Bestände der ehemaligen polnischen Staatsarchive in Wilna, Grodno und Lemberg seien zur Gänze von den Nachfolgestaaten übernommen worden. Auf deutscher Seite habe man dagegen Polen das gleiche Recht hinsichtlich der Übernahme des vor 1945 in den ehemaligen Ostprovinzen entstandenen Archivguts bestritten und hier ins Feld geführt, daß dieses dem Volk gehöre, das es produziert habe. Angesichts des immer engeren Zusammenwachsens Europas komme man aber zu der Erkenntnis, daß die aus bestimmten Gebieten umgesiedelte Bevölkerung das uneingeschränkte Recht auf Benutzung der von ihr hinterlassenen Archivbestände haben müsse. Dieser Grundsatz sei inzwischen im Verhältnis Polens zu allen seinen Nachbarn dominierend geworden.

Józef Drozd beleuchtet die fünfzigjährige Tätigkeit des polnischen Archivdienstes in Niederschlesien. Am Anfang stand die Rückführung des über ganz Schlesien und über dessen Grenzen hinaus verstreuten Archivguts nach Breslau. Trotz aller Bemühungen hat das dortige Staatsarchiv einen Verlust von ungefähr 100 Beständen zu verzeichnen. Viele Reposituren sind nur noch in fragmentarischem Zustand erhalten. Am 1. März 1991 verlor das Staatsarchiv Grünberg seine Selbständigkeit und wurde – wie die Archive in Liegnitz und Waldenburg – zu einer Gebietsab-

teilung des Breslauer Archivs. Heute verwahre dieses etwa eineinhalb Millionen Archivalieneinheiten, darunter je 60.000 Urkunden und Karten.

Kazimierz Kozłowski berichtet über die Geschichte Pommerns und über die Bestände des Staatsarchivs Stettin. Gerard Labuda schrieb 1992, daß die Grenze an Oder und Neiße kein Gebilde des gestrigen oder vorgestrigen Tages sei, sondern im Verständnis der polnischen Gesellschaft immer eine ethnische, kulturelle und historische Grenze gebildet habe. Die Gebiete Pommerns hätten seit dem 10. Jahrhundert zum Bestand des piastischen Staates gehört, was auch die Zugehörigkeit des Bistums Kolberg zur Erzdiözese Gnesen zeige. Die Anfänge des Stettiner Archivs sind mit der Geschichte der in Stettin und Wolgast regierenden Fürstenhäuser verknüpft. Im Laufe der Geschichte wurden viele Bestände – u. a. durch die Schweden – entfremdet. Unter preußischer Herrschaft gelangte manches Schriftgut nach Berlin. Nach 1945 wurde systematisch die Rückführung der verstreuten Archivalien nach Stettin betrieben. Dabei konnten viele Bestände nicht zurückgewonnen werden.

Abschließend seien einige Exponate der Ausstellung genannt, die die Geschichte des Preußenlandes betreffen. Das älteste ist eine Urkunde von 1440 über die Entstehung des „Preußischen Bundes" aus dem Staatsarchiv Danzig, die von 72 Zeugen besiegelt ist. Aus demselben Archiv stammt eine Urkunde von 1457, die über die Beteiligung Danzigs am Dreizehnjährigen Krieg Aufschluß gibt. Interesse verdienen Landtagsprotokolle des Herzogtums Preußen von 1577–1579, die von den Verhandlungen der Bevollmächtigten König Stefan Bathorys mit den Ständen und Herzog Georg Friedrich wegen Übernahme der Vormundschaft über den schwachsinnigen Albrecht Friedrich berichten (Staatsarchiv Allenstein). Eine Akte der Philosophischen Fakultät der Königsberger Albertina gibt Einblick in die inneren Verhältnisse dieser Hochschule zwischen 1751 und 1772 (Staatsarchiv Allenstein). Des weiteren seien Urkunden, Konzepte und Verzeichnisse des polnischen Seminars der Albertus-Universität aus den Jahren 1813–1900 erwähnt, die auch Listen der Studenten enthalten. Aufschlußreich sind Übersichten über alle polnischen Institutionen und Vereine im Regierungsbezirk Danzig (1885–1914) und über sämtliche in diesem Gebiet erschienenen Zeitungen (1903–1913). Ein Verzeichnis der polnischen und deutschen Mitglieder der katholischen Gemeinde in Schlochau enthält wichtige Hinweise über die nationalen, konfessionellen und sozialen Verhältnisse dieser westpreußischen Stadt im Jahre 1866. Ansichten Danzigs von 1945 künden von der fast vollständigen Zerstörung der Stadt unmittelbar nach Kriegsende.

Der vorliegende Katalog weist auf viele wichtige Dokumente zur Geschichte Pommerns, Schlesiens und des Preußenlandes hin, die in polnischen Archiven verwahrt werden. Allerdings hätte man sich eine stärkere Berücksichtigung der deutschen Kulturleistung in diesen Gebieten gewünscht.

Stefan Hartmann

Westpreußen-Jahrbuch, Band 45 (1995), hrsg. v. *Hans-Jürgen Schuch* im Auftrag der Landsmannschaft Westpreußen. Münster, Westpreußen-Verlag, 1994. 160 S., DM 29,—.

Das Westpreußen-Jahrbuch wendet sich an den historisch interessierten Laien und erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift, verdient aber durchaus die Aufmerksamkeit des professionellen Historikers, da die abgedruckten Beiträge zum Teil, wenn auch in unterschiedlichem Maße, der landesgeschichtlichen Forschung von Nutzen sind; auf die historisch bedeutsameren muß sich die kurze Anzeige in dieser Zeitschrift beschränken. Der Jahrgang 1995 enthält wie üblich ein buntes Kaleidoskop an Themen, wobei mehrere Artikel sich anläßlich der 50jährigen Erinnerung des Kriegsendes 1945 und seiner unmittelbaren Folgen annehmen.

H. Gerlach schildert unter Verwendung sehr unterschiedlichen und ungleichgewichtigen Quellenmaterials aus dem Bundesarchiv-Militärarchiv den Abwehrkampf der 4. Armee unter Führung von General Friedrich Hoßbach in Ostpreußen gegen die Rote Armee vom November 1944 bis zum Februar 1945. Der junge polnische Historiker W. Stankowski beschreibt in dem wohl wissenschaftlich wertvollsten Aufsatz des Bandes auf der Grundlage von Quellen vornehmlich aus den Staatsarchiven in Bromberg und Danzig an Hand etlicher Einzelbeispiele das polnische Vorgehen 1945/46 gegen die zurückgebliebenen Deutschen in den Wojewodschaften Danzig und

Pommerellen. Zahlreiche Gesichtspunkte, die für die Vertreibung bzw. Aussiedlung der Deutschen von Bedeutung waren, werden hier ohne systematische Vollständigkeit und ohne große Kommentierung herausgestellt, die Quellen sprechen für sich selbst und bezeugen in ihrer Auswahl die Vorurteilslosigkeit des Verfassers. H. Rasmus erzählt das grausame Schicksal der Deutschen in den polnischen Internierungs- und Zwangsarbeiterlagern im südlichen Westpreußen in den ersten Nachkriegsjahren, vor allem in Kaltwasser und in Potulitz. Ob die dabei verwendete Kategorie der „historischen Schuld" der historischen Einordnung der damaligen Vorgänge dient, sei dahingestellt; für eine umfassende Würdigung müßten auch die politischen Absichten und Hintergründe aufgehellt werden.

G. Templin skizziert, in seinen allgemeinen Beobachtungen nicht immer zutreffend, die Entwicklung des Handwerks in Deutsch Eylau von der Ordenszeit bis ins 20. Jahrhundert. D. Haedicke liefert einen biographischen Abriß des aus Elbing stammenden Literaturhistorikers Heinrich Nitschmann (1826–1905), der sich durch die Vermittlung der polnischen Literatur und des polnischen Volksliedes in Deutschland verdient gemacht hat. Beobachtungen zur Geschichte der Jagd in Westpreußen mit dem Schwergewicht auf dem 19. und 20. Jh. trägt E. Ueckermann vor. H. Steege schildert unter Heranziehung älterer polnischer und deutscher Publikationen die kurze Geschichte einer privaten Lehranstalt in Kauernik Kr. Neumark, die der katholische Pfarrer Anton Hunt 1858 in einem bildungsmäßig unterversorgten Gebiet gründete, die aber dort nach zehn Jahren an finanziellen Schwierigkeiten und an den nationalpolitischen Konflikten zwischen Deutschen und Polen scheiterte und den angestrebten Status eines Königlichen Progymnasiums nicht erreichte. R. Zacharias stellt zusammen, wie Schloß und Stadt Marienburg in Reisebeschreibungen des 17. und 18. Jhs. erscheinen. Nur ganz selten findet das Schloß architektonisch begründete Aufmerksamkeit, erst am Ende des 18. Jhs. deutet sich ein Wandel der Anschauungen an. Besondere Beachtung verdienen die zwei hier erstmals veröffentlichten und ausgiebig kommentierten, von Johann Heinrich Dewitz stammenden Zeichnungen Marienburgs aus dem Jahr 1750. H. Lingenberg stellt in einem kenntnisreichen, konzentrierten Überblick die Geschichte des pommerellischen Herzogtums von seinen Anfängen im späten 12. Jh. bis zur Angliederung des Landes an den Deutschordensstaat 1309 dar. Er betont zu Recht die Folgen der deutschen Einwanderung im 13. Jh., lehnt die polnischen Thesen von einer einseitigen Bindung Pommerellens und der Pomoranen an die polnischen Teilherzogtümer und das polnische Volkstum ab, ohne die Ambivalenz in der Stellung des Landes zwischen Deutschen und Polen leugnen zu wollen.

Klaus Neitmann

Werner Paravicini: Die Preußenreisen des europäischen Adels, Teil 2 (Beihefte der Francia 17/2). Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1995. 345 S., 1 Abb., 60 Tab., DM 128,—.

Mit dem vorliegenden zweiten Teil seiner überarbeiteten und erweiterten Mannheimer Habilitationsschrift von 1982 über die Preußenreisen des europäischen Adels hat Paravicini einen bedeutsamen Baustein zum adligen Selbstverständnis der Reise nach „Litauen" sowie zur Finanzgeschichte der Reisenden und des Deutschen Ordens vorgelegt. Das „böse Diktum vom zweiten Band, der nie erscheint, wird hiermit Lügen gestraft" (S. 11).

Der Verfasser, inzwischen Direktor am Deutschen Historischen Institut in Paris und durch vielfältige Publikationen zum Thema ausgewiesen[1], nimmt sich einer Thematik an, die, ausgehend von der Quellenlage, alles andere als einfach zu nennen ist. Urkunden, Reiseabrechnungen, Chroniken, alle Quellen sind nicht in einem zentralen Archiv greifbar, sondern müssen in mühevoller Kleinarbeit gesucht und verarbeitet werden. So wurden bzw. werden aus den anvisierten drei Teilen der Untersuchung nun doch vier oder fünf. Der erste Teil, 1989 erschienen, hatte die eigentliche „Preußenreise", die Reise nach Königsberg und zurück, zum Inhalt. Der dritte Teil

[1] Aus den Veröffentlichungen sei herausgegriffen W. Paravicini, Das Haus Namur im Ostseeraum, in: Mare Balticum. FS Erich Hoffmann, hrsg. W. Paravicini, Sigmaringen 1991, S. 165–194. Zur Vita des Verfassers vgl. die Rezension von S. Ekdahl über Teil 1, in: Preußenland 30 (1992), S. 30.

soll die Motive für bzw. gegen die Preußenfahrt umfassen. Als vierter Teil ist die Veröffentlichung der Materialien und Dokumente geplant, der fünfte Teil wird vermutlich Abbildungen, Pläne, Addenda und Corrigenda enthalten.

Die in diesem Teilband vorliegenden beiden Kapitel handeln also vereinfacht ausgedrückt von der Reise nach Litauen und deren Finanzierung. Die rund 300 preußischen und livländischen Kriegsexpeditionen nach Litauen zwischen 1305–1409 werden nach Reisetypen geschieden. Ein wichtiges Kriterium bildet der Ablauf der Reise, was mitunter entscheidend für ihren glücklichen, d.h. erfolgreichen, oder weniger glücklichen Ausgang werden konnte. Ein „Spiel", wie in der älteren deutschen Forschung oftmals behauptet (S. 110ff.), war die Reise gewiß nicht, auch wenn es auf Seiten der „Reisenden" wohl doch relativ wenige Todesfälle durch Kampf gab. Die Vornehmeren dieser Toten wurden im Königsberger Dom begraben, als Ausnahme darf hier die Bestattung des Toten von St. Bees in West Cumbria gelten (S. 118ff.). Daß die adligen „Reisenden" auf ihr gewohntes höfisches Leben nicht zu verzichten brauchten, zeigen die Ausgaben etwa des Johann von Blois für einen Silberanhänger (S. 125). Zum Problem konnte die Einbindung der Gäste in das Ordensheer werden. Ein einziges Mal sind schwerwiegende Fehler der Gäste mit katastrophalen Folgen für den Orden überliefert: Bei der Schlacht von Tannenberg 1410 führte die vorgetäuschte Flucht der Litauer zur Auflösung der Formation des Ordensheeres und damit zu dessen Niederlage (S. 162).

Für die Finanzierung einer solchen Reise waren die Reisekosten maßgeblich. Oftmals mußten sich die Preußenreisenden verschulden, wie einige Schuldbriefe, die später gelegentlich als Makulatur Wiederverwendung fanden, belegen (S. 164). Über Einnahmen und Ausgaben liegen Angaben u.a. des Grafen von Ostrevent oder des „reichen" Grafen von Derby vor. Als Relation mag ein Beispiel dienen: Mehr als 1.000 Altaristen hätten ein Jahr lang von dem leben können, was Johann von Blois 1368/69 für seine Preußenfahrt mit ca. 60 Leuten ausgab (S. 170). Ein Abschnitt von besonderem Interesse stellt die Frage der Anleihen in Preußen und ihre Rückzahlung dar, da dieses Thema bisher höchstens am Rande behandelt wurde (S. 210ff.). Hier konnte Paravicini belegen, daß das Zahlungssystem „auch ohne Wechselbriefe oder andere hochentwickelte Finanzinstrumente" gut funktioniert hat (S. 310). Den Nutzen, den das Ordensland Preußen und hier besonders die Stadt Königsberg, aus den Gästen zog, war bedeutend: Nie wurde in der im 13. Jahrhundert entstandenen Stadt soviel gebaut wie im 14. Jahrhundert.

Am Ende des zweiten Bandes wird neben dem Verzeichnis der Tabellen noch ein ergänzendes Literaturverzeichnis geboten. Für denjenigen Leser, welcher den ersten Teil nicht vorliegen hat, ist es zwar ein wenig hinderlich, Literaturangaben dort zu verifizieren, aber dieses Problem ist bei Teilbänden mit unterschiedlichem Erscheinungsjahr eben nicht anders lösbar. Im übrigen ist dieser zweite Band in seiner Ausdrucksweise so vortrefflich geraten, von der ohnehin interessanten Thematik einmal ganz abgesehen, daß man gerne auf die zwei oder drei nächsten wartet.

Anette Löffler

Ursula Gräfin zu Dohna: Gärten und Parke in Ostpreußen. 400 Jahr Gartenkunst. Herford: Busse Seewald 1993, 144 S.

„Ostpreußen ist für die meisten Deutschen westlich der Elbe immer eine terra incognita gewesen. Sie kennen weder die landschaftlichen Schöheiten, noch die zahlreichen Parkanlagen, die so viele bedeutsame Schlösser umgeben." Diese Worte des Gartenbauexperten Camillo Schneider stammen aus dem Jahr 1927, aus einer Zeit also, als die Möglichkeiten zum persönlichen Erleben gegeben und die Schlösser noch vorhanden waren. Heute hat sich dieses gewandelt. Zwar ist die Landschaft den meisten unbekannt geblieben, aber die Mehrzahl der Schlösser sind gänzlich verschwunden oder doch überwiegend in einem schlechten Zustand, wodurch die Parkanlagen zuerst ihren Charakter verloren haben. Das einleitende Zitat benutzt Gräfin Dohna in ihrer Einleitung und im Klappentext, um auf das weitverbreitete Informationsdefizit bezüglich ihrer Heimat hinzuweisen, und als Motivation, ihm zu begegnen. Entstanden ist ein hervorragender Beitrag zur Dokumentation und Rekonstruktion des vormaligen Zustandes bedeutender Gärten und Parks in Ostpreußen.

In einem Zeitraum von 400 Jahren wurde die Landschaft kultiviert und im Umfeld von Schlössern und Herrenhäusern, deren Baugeschichte in der nötigen Kürze berücksichtigt wird, künstlerisch gestaltet und von liebevoller Hand gepflegt. Die Gartenbaudozentin geht von der Provinzhauptstadt Königsberg und deren Gärten im 17. und 18. Jahrhundert aus. Dort waren es die Herzöge und Könige in bzw. von Preußen, die eine Tradition fortführten, welche sich in dem im folgenden Kapitel beschriebenen bischöflichen Garten in Heilsberg zeigte. „Die Gärten der Gutshäuser und Landschlösser des 17. und 18. Jahrhunderts" sind ein landschaftstypisches Genre geworden, so daß die Abfolge von grundsätzlicher Einleitung und getrennter Detailbehandlung anhand der bedeutendsten Gesamtkunstwerke Schlobitten, Schlodien, Friedrichstein, Dönhoffstädt, Steinort und Finckenstein zu begrüßen ist.

Da Schlösser wie diese zwar herausragten, aber nicht die Regel waren, wendet sich die Autorin in der zweiten Hälfte den Gutsgärten und ihren Gegenstücken in der Metropole zu. Anhand zahlreicher kleinerer Anlagen wird ein Überblick über die „Ländlichen Gärten im Landschaftsstil" gegeben. Die durchgehend reichhaltige Bebilderung mit Reproduktionen von Aquarellen, Entwurfsskizzen und Kartenausschnitten sowie Rekonstruktionszeichnungen hilft, sich die vergangenen Schönheiten vorzustellen. Bei vielen Abbildungen fehlt leider eine Datierung. Der heutige Zustand wird nur in wenigen Bildern dokumentiert und außerdem nur dort, wo sich alter Bestand sichtbar erhalten hat. Da obendrein auf das Schicksal der beschriebenen Ensembles vor fünfzig Jahren nach Flucht und Vertreibung ihrer alteingesessenen Besitzer nicht im einzelnen eingegangen wird, verklärt sich das Bild. Vielleicht ist dies auch besser, denn so kann Gräfin Dohna anschaulich und unbeschwert Wissen über eine blühende Kulturgeschichte vermitteln. Wer sich dem Kontrast, der schockierenden Erfahrung von Verwahrlosung und Zerstörung nicht entziehen will (was man auch nicht sollte!), der findet den gegenwärtigen Zustand einiger Anlagen bei Adelheit Gräfin Eulenburg und Hans Engels: „Ostpreußische Gutshäuser in Polen" (München 1992) dargestellt.

Stephan Kaiser

Heinrich Knapp: Das Schloß Marienburg in Preußen. Quellen und Materialien zur Baugeschichte nach 1456. Lüneburg, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 1990. 225 S., DM 95,—.

Knapps Arbeit, eine von Otto von Simson betreute und 1987 an der Freien Universität Berlin angenommene kunsthistorische Dissertation, bietet weit mehr, als der Untertitel erwarten läßt. Sie ist nicht in erster Linie eine Dokumentensammlung, sondern die herangezogenen Quellen sind zu einer wohlgelungenen analytischen Darstellung geformt worden. Ihr Wert ergibt sich zunächst daraus, daß sie in beachtlichem Umfange auf ungedruckten Archivalien beruht, vornehmlich aus den polnischen Archiven in Warschau, Danzig, Allenstein und Marienburg, unter denen die Bestände des Schloßmuseums in Marienburg besondere Erwähnung verdienen. Zu bedauern ist nur die Tatsache, daß dem Verfasser zur Zeit der Abfassung seiner Arbeit die Überlieferung der preußischen Zentralbehörden im damaligen Zentralen Staatsarchiv in Merseburg unzugänglich war, so daß er sie eher aus zweiter Hand verwenden mußte, ein Umstand, der um so mehr zu beklagen ist, als der Tätigkeit der Ministerialkommission für die Restaurierungsarbeiten seit den 1870er Jahren sehr hohe Bedeutung beigemessen wird. So bleibt für die Zukunft zu hoffen, daß diese Unterlagen eines Tages systematisch gesichtet und ausgewertet werden.

Den Kunsthistoriker Knapp interessiert die Marienburg vor allem als ein markantes und herausragendes Beispiel der modernen Denkmalpflege. Das Schwergewicht seiner Untersuchung liegt auf den restauratorischen Maßnahmen des 19. Jahrhunderts, zum einen auf Grund der Initiative des Oberpräsidenten Theodor von Schön ab 1817, zum anderen unter der Bauleitung Conrad Steinbrechts ab 1882, der der Marienburg vor allem durch die Herstellung des Oberstockes die bis 1945 und letztlich bis heute bestehende Gestalt gegeben hat und dessen einzelne Schritte einer sorgfältigen Analyse unterworfen werden. Die Baugeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts wird hingegen vergleichsweise knapp abgehandelt, sehr knapp die polnische Zeit von 1457 bis 1772, etwas ausführlicher die Phase seit 1772. Daß die Marienburg im 19. Jahrhundert von unterschiedlichen Ansätzen aus und mit unterschiedlichen Zielsetzungen als politisches Denkmal verstanden

worden ist, ist Knapp zwar sehr bewußt und wird von ihm durchgängig berücksichtigt, ist aber nicht wie in den Arbeiten von Boockmann das eigentliche Thema. Vielmehr werden die verschiedenen Baumaßnahmen mitsamt ihren künstlerischen und finanziellen Hintergründen eingehend und gründlich erörtert und die dabei angestellten Überlegungen beschrieben. Immer wieder wirft Knapp dabei auf Grund des gegenwärtigen Kenntnisstandes die Frage auf, ob und inwieweit die moderne Denkmalpflege tatsächlich den Baukomplex der Deutschordenszeit wieder sichtbar gemacht hat – hier scheint eher die Skepsis vorzuherrschen (vgl. S. 11, 110) – und in welchen Maße sie sich von den Architekturvorstellungen ihrer eigenen Zeit leiten ließ. So sehr dabei an manchen Entscheidungen Steinbrechts Kritik geübt wird, so scheint doch letztlich die Anerkennung für sein Wirken zu überwiegen. Allerdings hätten sich wohl die kunsthistorischen Laien, zu denen die meisten Leser des Werkes gehören werden, für die zentrale Problemstellung nach der Geschichtlichkeit der denkmalpflegerischen Tätigkeit Steinbrechts ein abgerundetes zusammenfassendes Urteil gewünscht, das man in all den Einzeldarlegungen vergeblich sucht, so daß das an sich wertvolle Steinbrecht-Kapitel nach Eindruck des Rezensenten in einer eigentümlichen Schwebelage verbleibt.

Der Textteil wird ergänzt durch einen umfangreichen Abbildungsteil von 124 kommentierten Nummern, in dem Kupfer- und Stahlstiche, Lithographien, Photos, Gemälde, Architektenzeichnungen, Karten und Pläne die Gestalt und den Gestaltwandel der Marienburg vom späten 15. bis ins 20. Jahrhundert veranschaulichen und verdeutlichen. Man legt Knapps Arbeit reich belehrt mit dem Gefühl aus der Hand, daß die Erforschung der neuzeitlichen Geschichte der Marienburg wesentlich vertieft worden ist. *Klaus Neitmann*

Hans-Jakob Tebarth: Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in deutschen Ostprovinzen. Ostpreußen, Westpreußen und Schlesien im Zeitalter der Industrialisierung. Berlin, Gebr. Mann Verlag, 1991. 293 S. (Historische Forschungen. Herausgegeben von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen).

Die Darstellung Tebarths ist vor allem der Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung in Ost- und Westpreußen wie auch in Schlesien im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts gewidmet. Es wird auch sehr detailliert die Entwicklung des dortigen Eisenbahnwesens gezeigt, das als sehr wichtiger Faktor sowohl der Verstädterung wie auch der Industrialisierung in diesen Gebieten betrachtet wird. Der Verfasser hat auch die Bevölkerungsstruktur, insbesondere die ethnische Zusammensetzung der Bewohner dieser Provinzen besprochen, wobei er die preußisch-deutsche Polenpolitik mit großer Objektivität beurteilt hat.

Das rezensierte Buch bildet leider im Grunde genommen eine Darstellung des bisherigen Forschungsstandes in der deutschen Geschichtsschreibung. Denn der Verfasser hat die bisherigen Darstellungen zur Geschichte aller drei erwähnten damaligen preußischen Ostprovinzen im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts sehr sorgfältig benutzt, jedoch fast ohne die relativ reiche polnische Literatur zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte dieser Gebiete – ausgenommen einige polnische Aufsätze in deutscher Sprache –, obwohl viele Einzeldarstellungen von Autoren wie z. B. Janusz Jasiński und Kazimierz Wajda (für Ost- und Westpreußen), Władysław Długoborski, Tadeusz Ładogórski und Stanisław Michałkiewicz (für Schlesien) zur Verfügung stehen. Diese Literatur hat dank der intensiven Benutzung von Beständen der polnischen und deutschen Archive wie auch von statistischen und Berichtsquellen in den letzten vierzig Jahren den Forschungsstand über die Wirtschafts- und Sozial- wie auch Bevölkerungsgeschichte dieser Gebiete hinsichtlich des Tatsachenbestandes wie auch neuer Interpretationen weitgehend bereichert. Andererseits hat der Verfasser der rezensierten Darstellung nicht nur sehr sparsam die Aktenbestände der ost- und westpreußischen Lokalbehörden – dabei keine Aktenbestände für Schlesien – in polnischen Staatsarchiven in Danzig und in Allenstein berücksichtigt, sondern auch gleichzeitig die Akten von ost- und westpreußischen Provinzial-, Regierungs-, Landrats- und Stadtakten wie auch die Akten von preußischen Zentralbehörden aus den Beständen des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin vollständig außer acht gelassen. Sehr selektiv hat er auch die gedruckten statistischen Quellen (Preußische Statistik, Statistik des Deutschen Reichs, aber keine

der anderen Veröffentlichungen des Preußischen Statistischen Landesamtes) wie auch fast keine von den so zahlreich bestehenden (auch in der Staatsbibliothek in Berlin vorhandenen) gedruckten Berichte der Landwirtschafts-, Handels- und Industriekörperschaften in Schlesien wie auch in Ost- und Westpreußen berücksichtigt. Darum konnte der Verfasser fast keine weitergehenden neuen Interpretationen vorstellen bzw. die Feststellungen zur Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Schlesien, Ost- und Westpreußen falsifizieren, die durch die deutsche, besonders die ältere nationalökonomische Betrachtung und Geschichtsschreibung präsentiert wurden. Zum Beispiel stimmt er der Auffassung über den Wanderungsüberschuß der preußischen Ostprovinzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (nach 1806) zu (S. 32–33), während die polnischen Historiker (T. Ładogórski und St. Borowski) überzeugend festgestellt haben, daß es nur um einen weitgehend fiktiven, rein rechnerischen Überschuß ging, der durch die fortschreitende Verbesserung von aufeinanderfolgenden preußischen Bevölkerungsaufnahmen verursacht wurde. Veraltet ist auch die Überzeugung des Verfassers, daß die Abwanderung nach dem Westen nur auf Kosten der Landbevölkerung stattfand (S. 50), weil K. Wajda bewiesen hat, daß es in Ost- und Westpreußen auch eine relativ starke Abwanderung von Fach- und angelernten Arbeitern aus den Großstädten nach dem Westen gab, die durch den Zugang von ungelernten Arbeitern vom Lande ausgeglichen wurde. *Kazimierz Wajda*

Toruń. Miasto i ludzie na dawnej fotografii (do 1939 roku) [Thorn. Stadt und Menschen in der alten Photographie (bis 1939)]. Bearb. von *Marian Arszyński* und *Tadeusz Zakrzewski*. Hrsg. von *Marian Biskup*. Wydawnictwo Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Toruń 1995, 318 S., 182 Abb., polnisch – deutsch – englisch.

Der vorliegende Bildband macht den Leser in drei Sprachen mit alten Photographien Thorns und seiner Umgebung bekannt. Er entstand in Anlehnung an die Photosammlung von Tadeusz Zakrzewski, die wertvolle Photographien aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts enthält. Gleichfalls aufgenommen wurden alte Stadtphotos aus dem Thorner Bezirksmuseum, dem Staatsarchiv, der Universitätsbibliothek und dem Denkmalpflegeamt in der Weichselstadt, die im Laufe ihrer Geschichte vom Zusammenleben von Deutschen und Polen geprägt worden ist. Präsentiert werden insgesamt 182 Photographien aus den Jahren 1861–1939, wovon der ganz überwiegende Teil erstmals veröffentlicht wird. Sie vermitteln dem Leser einen plastischen Eindruck von der Situation der Stadt und ihrer Bewohner unter preußischer und deutscher Herrschaft bis 1920 und zur Zeit des wiedererstandenen polnischen Staates. Das Material ist übersichtlich in neun Abteilungen gegliedert: 1. Stadtansichten, 2. Thorn als Stadt am Strom und als Verkehrsknotenpunkt, 3. die Festung und Garnisonstadt Thorn, 4. Straßen und Plätze, 5. wichtige Bauten und Denkmäler, 6. Vorstädte und Umgebung, 7. das Wirtschaftsleben und kommunale Einrichtungen, 8. das politische, kulturelle und wissenschaftliche Leben sowie der Alltag, 9. bedeutende Persönlichkeiten.

Alle Bilder sind durchnumeriert und werden im zweiten Teil des Bandes dreisprachig kommentiert. Die Kommentare bringen sowohl Analysen der Photos selbst als auch eine Charakteristik der darauf sichtbaren Objekte, was in bestimmten Fällen ein mühevolles Enträtseln der dargestellten Gegenstände und ihrer komplizierten Schicksale erforderte. Daß manche Lücken nicht geschlossen werden konnten, zeigt vor allem die letzte Abteilung, die wegen des Fehlens mancher Photographien keine vollständige Liste verdienter Thorner Bürger liefern konnte.

Die mit kurzen Unterschriften versehenen Bilder beeindrucken durch ihre gute Qualität. Zu bemängeln ist lediglich, daß sie in den einzelnen Abteilungen nicht immer in chronologischer Reihenfolge angeordnet sind. Die Sammlung wird durch die älteste photographische Ansicht Thorns aus dem Jahre 1861 – sie stammt von dem Danziger Photographen Flottwell – eröffnet. Besonderes Interesse verdienen Bilder des 1874 errichteten Thorner Bahnhofs, des auf dem nördlichen Wehrmauerabschnitt stehenden Kulmer Tores, des Altstädtischen Marktes um 1880 und einzelner Fachwerkhäuser, die bis zum 15. Jahrhundert die Bausubstanz der Stadt bildeten. Breiten Niederschlag finden weltliche und sakrale Bauten wie das Altstädtische Rathaus, der Artushof, das Stadttheater, das Copernicus-Denkmal und die Pfarrkirchen St. Johannes und St. Jakob.

Vom pulsierenden Wirtschaftsleben der alten Festungsstadt künden Ansichten der 1856 gegründeten Maschinenfabrik Born und Schütze, des 1859–1862 errichteten städtischen Gaswerks, eines Lebkuchenbackofens in der Fabrik Gustav Weese – seit dem 15. Jahrhundert war die Lebkuchenherstellung ein wichtiger Erwerbszweig der Thorner Bürger – und eines Markttages in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts.

Besonders vielseitig ist die Auswahl der Bilder über das politische, kulturelle und Alltagsleben der Weichselstadt. Sie belegen, daß sich vor dem Ersten Weltkrieg die Spannungen zwischen den preußischen Behörden und der polnischen Bevölkerung verstärkten, wofür die aufkommende nationalpolnische Bewegung ein Beispiel liefert. Mehrere Photos beleuchten den Übergang Thorns an Polen, dessen sichtbares Zeichen der am 18. Januar 1920 erfolgte Einmarsch der polnischen Truppen in der lange Zeit eine Brückenfunktion zwischen Ost und West wahrnehmenden Stadt war. Abschließend sei auf die Auswahl bedeutender Persönlichkeiten verwiesen. Neben dem Lebkuchenfabrikanten Gustav Weese, dem Oberbürgermeister Theodor Eduard Körner und dem Historiker Arthur Semrau finden sich auf polnischer Seite der Schriftsteller Ignacy Danielewski, der Arzt Leon Szuman und der Priester Alfons Mańkowski, der in der Zwischenkriegszeit eine Universitätsgründung in Thorn befürwortete.

Die Fülle und Vielfalt der in diesem Band vereinigten Photographien bietet für alle, die sich mit der Geschichte Thorns in den letzten hundert Jahren befassen, wichtiges Anschauungsmaterial.

Stefan Hartmann

Vytautas Žalys: Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte. Kova dėl identiteto. Kodėl Lietuvai nesisekė Klaipėdoje tarp 1923–1939 m. Lüneburg, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 1993. 104 S.
Karl-Heinz Ruffmann: Deutsche und Litauer in der Zwischenkriegszeit. Erinnerungen eines Memelländers, Überlegungen eines Historikers. Lüneburg, Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 3., erw. Aufl. 1994. 37 S.

Der geschichtswissenschaftliche Dialog zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn hat im 20. Jahrhundert unter dem übermächtigen Einfluß nationalistischer und marxistischer Ideologien stark gelitten und schien zeitweise zur Unfruchtbarkeit und zum Scheitern verurteilt. Für die Zukunft wird es darauf ankommen, daß die Chancen, die der politische Umbruch der Jahre 1989/91 geöffnet hat, von den Historikern im Sinne vorurteilsfreier Sachdiskussionen genutzt werden. Die hier anzuzeigenden kleinen, aber gehaltvollen Schriften eines litauischen und eines deutschen Historikers über einen der in der Vergangenheit strittigsten Punkte im deutsch-litauischen Verhältnis, über die Geschichte des Memellandes in der Zwischenkriegszeit, lassen mit Zuversicht daran glauben, daß die neuen Möglichkeiten von den Beteiligten bewußt aufgegriffen werden. Scheuklappen vor der kritischen Behandlung des eigenen nationalen Anteils an der gemeinsamen Geschichte sind nicht mehr festzustellen.

Žalys behandelt vorrangig die litauische Regierungspolitik im Memelgebiet, ihr Vorgehen in den drei von ihm unterschiedenen Etappen zwischen 1923 und 1939 und die dabei von ihr verfolgten Ziele. Der besondere Wert seiner Analyse ergibt sich zunächst daraus, daß sie sich vornehmlich auf ungedruckte Archivalien aus dem Litauischen Staatsarchiv stützt und damit die Meinungsbildung innerhalb der litauischen Regierung erkennen läßt. Žalys stellt mit aller Deutlichkeit heraus, daß sie von vornherein nicht gewillt war, die Autonomie des Memellandes zu respektieren, sondern immer mit unterschiedlicher Intensität entsprechend den jeweiligen internationalen Konstellationen darauf ausging, es vollständig in den litauischen Nationalstaat zu integrieren. Der litauische Ministerpräsident und Außenminister Augustinas Voldemaras erklärte im Oktober 1928 anläßlich eines Memel-Besuches: „Wir werden eine Benachteiligung des Litauertums im Memelgebiet nicht dulden"; der jetzige Regierungsbesuch habe zum Ziel, daß „das ganze Litauen schneller für die Verbreitung des Litauertums sorgen wird. Offiziell können wir das nicht erklären, aber wir werden es so machen" (S. 51/53). Die Politik der Zentralregierung in Kaunas und ihrer Vertreter in Memel, der Gouverneure des Memelgebietes, stieß aber wegen der

Einschränkung der Autonomie nicht nur auf den Widerstand der Deutschen, sondern auch der (Klein-)Litauer des Memelgebietes, die sich durch ihre jahrhundertelange Zugehörigkeit zu Preußen und Deutschland, deutscher Kultur und protestantischer Konfession von den katholischen Großlitauern absetzten und gar nicht unbedingt nach dem unterschiedslosen Aufgehen im litauischen Staat verlangten. Statt auf ihre aus ihrer unterschiedlichen Geschichte gespeisten Wünsche einzugehen, setzte Kaunas auf die planmäßig geförderte Einwanderung von Großlitauern, deren Fehlschlag Žalys eindringlich herausarbeitet. „Die Ursachen des Scheiterns (sc. der litauischen Politik) liegen ... im sozialen, politischen, Traditions- und sogar im psychologischen Bereich. Von ausschlaggebender Bedeutung für den Mißerfolg der Zentralgewalt war dabei der Verlust des litauischen Memelländers. ... Die Analyse der Entwicklung von 1923 bis 1939 im Memelgebiet läßt die Behauptung zu, daß ein großer Teil der litauischen Memelländer schon damals für Litauen unwiderruflich verloren gewesen ist" (S. 89). Žalys wirft der deutschen Seite ebenso vor, daß sie das Memelstatut öfter mißachtet und letztlich nur als Mittel zu dem angestrebten Zweck, der Wiedereingliederung des Memellandes in das Deutsche Reich, benutzt habe. Die historische Chance, die das Memelstatut gerade den Litauern und den litauischen Memelländern geboten habe im Sinne der Vereinbarkeit der Interessen des Zentrums und der Autonomisten, sei verpaßt worden (S. 35).

Der 1922 in Memel geborene und aufgewachsene Osteuropahistoriker Ruffmann urteilt ganz ähnlich. Veranschaulicht durch persönliche Erinnerungen, schildert er die Anhänglichkeit der memelländischen Litauer an den preußischen Staat und ihren Abstand zu den Großlitauern jenseits der Grenze ebenso wie die nationalpolitischen Maßnahmen der litauischen Regierung, die nach dem Motto „Litauen den Litauern" das Memelgebiet vollständig in den eigenen Staatsverband einschmelzen wollten. Er hebt ebenso klar wie Žalys hervor, daß die Memeldeutschen die Memelkonvention und das Memelstatut nicht akzeptiert und nur als Instrument auf dem Weg zur Rückkehr nach Deutschland angesehen hätten. Die fehlende Bereitschaft der deutschen und der litauischen Seite, sich auf dem Boden der an sich beide bindenden Abkommen von 1924/25 zu arrangieren und zusammenzufinden, habe hauptsächlich die zeitweise heftigen Konflikte verursacht, jeder habe die Autonomie zu seinen eigenen Gunsten aushöhlen und beseitigen wollen.

So sehr man die Übereinstimmung des deutschen und litauischen Historikers und ihre versöhnliche Grundhaltung begrüßen mag, so kann man sich doch nicht gänzlich des Eindrucks erwehren, daß ihre weitgehend deckungsgleichen Einschätzungen von nachträglichem historischen Wunschdenken geprägt sind, indem sie beiden Parteien die Schuld am Scheitern der nach ihrer Auffassung tragfähigen Autonomielösung zuschreiben. Daß Deutsche wie Litauer sie nur als Übergangsstadium zu dem jeweils von ihnen angestrebten staatlichen Endzustand behandelten, ist sicherlich richtig beobachtet und zu Recht hervorgehoben. Aber die Analyse müßte von der subjektiven Klage über das Scheitern eines scheinbaren Ausgleichsmodells weiterschreiten und fragen, warum eigentlich das Memelstatut von keinem Beteiligten akzeptiert und zur Grundlage der eigenen Haltung gemacht wurde. Hierbei wäre anzuführen, daß die Legitimität der Neuregelung nach 1919 von vornherein sehr fragwürdig war, da die Memelländer gar nicht die Gelegenheit erhalten hatten, durch eine Volksabstimmung das Selbstbestimmungsrecht, das Versailles als Grundlage der europäischen Friedensordnung proklamiert hatte, auszuüben. Wenn Litauen trotz der nach Deutschland orientierten Traditionen der Kleinlitauer eine Chance für sich hätte erreichen wollen, hätte es von Anfang an der nationalen Minderheit eine echte Autonomie zugestehen müssen, um so eine Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse überhaupt zu ermöglichen. Das ist nicht geschehen, statt dessen wurde von Kaunas aus uneingeschränkte Integrationspolitik betrieben. Man kann nicht erkennen, warum trotz solcher Ausgangsbedingungen die deutschen und litauischen Memelländer sich auf Dauer für die memelländische Autonomie hätten gewinnen lassen sollen, und insofern erscheint der vorbildhafte Hinweis auf das Memelstatut etwas irreal.

Das von Ruffmann auszugsweise zitierte Gründungspapier des neuen Forschungszentrums für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität in Klaipeda ruft dazu auf, an die positiven Traditionen der gemeinsamen deutsch-litauischen Geschichte anzuknüpfen. Dazu ist ein offener Dialog erforderlich, zu dessen hoffnungsvollem Auftakt die Schriften von Žalys und Ruffmann wesentlich beigetragen haben.

Klaus Neitmann

Friedrich Richter: 450 Jahre Albertus-Universität zu Königsberg/Pr. 1544 – 1944 – 1994. Berichte und Dokumentationen zu ihrer jüngsten Geschichte. Die 400-Jahrfeier vom Juli 1944. Die wirtschaftlichen Staatswissenschaften 1900–1945. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 1994. 228 S.

Der Gegenstand der Arbeit Richters wird zutreffend durch den Untertitel angegeben, nicht durch den irreführenden Obertitel. Der Verfasser verfolgt jenseits allen darstellerischen Ehrgeizes das bescheidene Ziel, Mosaiksteine für eine künftig zu schreibende Geschichte der Albertina im 20. Jahrhundert zu liefern, indem er Quellenmaterialien zu dem punktuellen Ereignis der 400-Jahrfeier der Universität im Juli 1944 und zur langfristigen Entwicklung der wirtschaftlichen Staatswissenschaften zwischen 1900 und 1945 vorlegt. Das Jubiläum wird durch eine Vielzahl unterschiedlicher zeitgenössischer und späterer Quellen dokumentiert: durch behördlichen Schriftwechsel über die Vorbereitungsmaßnahmen, durch Presseberichte über den Verlauf der Feierlichkeiten und die dabei gehaltenen politischen Reden und wissenschaftlichen Vorträge, durch Nachkriegsdarstellungen und Nachrufe auf das „Triumvirat" Rektor (v. Grünberg), Kurator (Hoffmann) und Universitätsrat (Schiemann). Hervorgehoben sei der Bericht des Kurators vom 19. Juni 1944 an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, der in ziemlicher Nüchternheit ein ungeschminktes Bild von der damaligen allgemeinen Lage der Universität vermittelt. Ob der Pressebericht über Reichswirtschaftsministers Funk (S. 67ff) tatsächlich eine im Rahmen der Universitätsfeierlichkeiten gehaltene Rede wiedergibt, ist dem Rezensenten wegen der einleitenden Formulierungen über den Zuhörerkreis zweifelhaft geblieben. Im zweiten Teil seiner Arbeit beschreibt Richter das Fach der wirtschaftlichen Staatswissenschaften, indem er den Wandel der Institute und des an ihnen wirkenden Lehrkörpers sowie die behandelten Forschungsthemen in berichtsmäßiger Form herausarbeitet und insbesondere auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen Problemen Ostpreußens hinweist.

Nach seiner eigenen Aussage beabsichtigt der Verfasser, „urteilsfrei zu zeigen, wie das Jubiläum 1944 verlaufen ist, die Dokumente für sich selbst sprechen zu lassen und dem Leser überlassend, sich ein eigenes Urteil über das Geschehen im politischen Kontext zu bilden" (S. 115). Der Rezensent zweifelt grundsätzlich daran, daß die Dokumente für sich selbst sprechen können; gerade die unter den Verhältnissen einer totalitären Diktatur entstandenen Zeugnisse bedürfen einer sorgfältigen quellenkritischen Interpretation zur Orientierung des Lesers. Im Mittelpunkt wird die Frage stehen, ob und inwieweit die Universität sich den politischen und ideologischen Anforderungen des Nationalsozialismus anschloß oder ihre wissenschaftlichen Prinzipien zu behaupten verstand. Manche zitierte Äußerung kann ihren apologetischen Charakter nicht verleugnen. Daß Königsberg nicht daran gedacht habe, „sich der Geistesdiktatur zu beugen" (G. Meinhardt 1968), wird man nach den hier vorgelegten Quellen nicht mehr ohne weiteres behaupten können. Ansonsten möchte man noch dringend davon abraten, der hier gewählten Editionsmethode, nämlich der Wiedergabe der Quellen in Faksimileform, zu folgen. Abgesehen davon, daß manche am Rand beschnittene Presseausschnitte nur schlecht zu lesen sind, werden die meisten Leser überfordert sein, wenn sie die handschriftlichen Vermerke auf einem Behördenschreiben deuten sollen. Trotz dieser Einwände ist dem Verfasser dafür zu danken, daß er durch die Erschließung von verstreuten Quellen vor allem aus den Beständen des Geheimen Staatsarchivs in Berlin und aus Gelehrtennachlässen künftigen Forschungen zur Albertina in ihrer Schlußphase vorgearbeitet hat.

Klaus Neitmann

Peter Wörster: Königsberg (Kaliningrad) nach 1945. Fragen der Denkmalpflege und der Gestaltung des historischen Stadtbildes (Dokumentation Ostmitteleuropa, Jg. 20 [44], Heft 6). Marburg an der Lahn, Herder-Institut, 1994. 62 S.

Wörster hat sich intensiv mit dem Schicksal Königsbergs nach 1945 schon in Zeiten befaßt, in denen die meisten Zeitgenossen den Geschicken Ostmitteleuropas und der historischen deutschen Ostgebiete kaum Aufmerksamkeit zollten. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß er die jüngsten Diskussionen über die zentrale Frage der künftigen Stadtgestalt Königsbergs übersichtlich und kritisch zusammengestellt hat, veranlaßt durch ein im August 1994 in Königsberg veranstaltetes internationales Seminar „Probleme der Revatilisierung des historisch-architektonischen Raumes der Stadt Kaliningrad (Königsberg)". Er scheut dabei glücklicherweise nicht vor klaren Worten und harten Urteilen zurück, wenn es gilt, die Stadtplanung in Kaliningrad nach 1945 und ihre letztlich nur bruchstückhaften Ergebnisse zu schildern. Zu Recht hebt er hervor, daß die Stadt erst endgültig in den Jahrzehnten nach 1945 zerstört worden ist, weil ihre neuen Herren in einer vorher in der europäischen Geschichte wohl kaum gekannten Radikalität ihre vorherige Geschichte leugneten und infolgedessen selbst die vom Krieg noch verschonten oder zumindest wiederherstellungsfähigen Baudenkmäler (Schloß!) konsequent abräumten. Erst in den späten 80er Jahren machte sich aus der Gesellschaft heraus, zunächst unabhängig von staatlichen Instanzen, das Verlangen bemerkbar, sich der überkommenen historischen Überlieferung anzunehmen.

Wörster schildert im einzelnen die städtebaulichen Überlegungen vor allem im zurückliegenden Jahrzehnt, die zahlreichen restauratorischen Bemühungen der letzten Jahre und den gegenwärtigen Diskussionsstand, der letztlich unentschieden schwankt zwischen der Alternative, mit einem wirtschaftlich-technokratischen Modell an die Fragen der Stadtentwicklung heranzugehen oder in Anknüpfung an das kulturelle Erbe etwa in Nachahmung des polnischen Vorgehens in Elbing eine Wiederherstellung des historischen Zentrums zu versuchen. Die offene Situation dürfte im Kern darauf zurückzuführen sein, daß ein großer Teil der jetzigen Bevölkerung immer noch nicht weiß, wie er sich zur Vergangenheit seiner Region stellen soll. Wörster schließt seine Betrachtungen mit der Frage nach den tieferen Gründen für ein deutsches Engagement in Königsberg, einer Frage, denen manche auf deutscher Seite in dieser Offenheit glauben aus dem Wege gehen zu können. „Unser Bezug zu der heutigen Stadt am Pregel und ihrer Zukunft ergibt sich aus deren 700jähriger Geschichte, welche vom Beginn im 13. Jahrhundert bis zum Ende 1945 die einer deutschen Stadt war ... Alles, was darauf heute und in Zukunft Bezug nimmt, kann, ja müßte auf das Interesse der Deutschen stoßen. Die Geschichte dieser Stadt (bis 1945/48) gehört zu unserem nationalen Erbe" (S. 35f.). Ein Anhang mit einer Zusammenstellung der erhaltenen, jetzt unter staatlichen Schutz gestellten Denkmäler beschließt die schmale, aber inhaltsreiche Schrift, die man sich in die Hand jedes Königsberg-Interessenten wünscht.

Klaus Neitmann

Ann Tenno: Leben danach. Nordostpreußen 1986–1993 [engl. Nebentitel: North East Prussia. Life After.]. Text: *Ruth Kibelka*. Tallinn 1994, 120 S. Vertrieb in Deutschland durch Verlag Gerhard Rautenberg, Leer.

Bei dieser in Finnland gedruckten, in Estland herausgegebenen und vor allem in Deutschland verkauften Veröffentlichung handelt es sich um einen Bildband mit Aufnahmen aus den Jahren 1986 bis 1992/93. Die estnische Photographin besuchte das nördliche Ostpreußen, nachdem sie, damals noch zur Sowjetzeit, vom Schicksal dieses Landes gehört hatte. Von Estland kommend, empfand sie sich in dem geschundenen Land „wie auf einem anderen Planeten" (S. 17). Sie erfährt von der Kultur, die 1945 „abrupt geendet" hatte; sie hört das Lied der Zerstörung, das „von den stumm zerfallenden Kirchen erzählt" wird; sie ist tief in ihrer Seele erschüttert. Diese Atmosphäre versucht sie 1986 in den ersten Photos einzufangen. Sie arrangiert, ebenfalls noch zur Sowjetzeit, in Reval eine kleine Photoausstellung, mit der sie auf das Sterben der alten Kulturlandschaft Ostpreußen hinweisen will (vgl. Baltica [Hamburg], 2/1988, S. 30). 1992 und 1993 fährt sie wieder dorthin und sucht die gleichen Plätze auf, um zu sehen, was sich verändert hat. 97 ganzseitige Photos hat Ann Tenno in ihren Band übernommen. Manchmal sind es schon Gegenüberstellungen des Zustandes von 1986 und 1992/93. Auf photographische Vergleiche mit der Vorkriegszeit wird anscheinend bewußt verzichtet. Manche spätere Aufnahme zeigt bereits fortschreitenden Verfall, einige wenige Restaurierung; letzteres vor allem dann, wenn die orthodoxe Kirche zwischen 1986, dem zweiten Jahr unter Gorbatschow, und 1993 alte deutsche Kirchengebäude übernehmen konnte. Mit Recht weist Ann Tenno darauf hin, daß es sich in doppelter Hinsicht um Momentaufnahmen eines mit rasender Geschwindigkeit verlaufenden Prozesses handelt: Einer-

seits wird der Zerfall weitergehen und vieles in den nächsten Jahren ganz zum Verschwinden bringen. Die Ruine der Kirche in Pobethen (Samland, vgl. S. 96f.) erlebt soeben das Finale ihrer Zerstörung, wie der Rezensent bei seinem Besuch 1994 im Vergleich noch zu den Photos im vorliegenden Bildband selbst feststellen konnte. Andererseits werden einige Objekte durch die jetzt gegebenen neuen Möglichkeiten wiederaufgebaut, ihr Aussehen also wieder verändern. Dazu gehört schon jetzt die Kirche von Neuhausen bei Königsberg, die im vorliegenden Bildband noch als Ruine erscheint, die aber 1993/94 von der Neuapostolischen Gemeinde mit Hilfe aus Deutschland und Bauleuten aus Litauen wiederhergestellt wurde und heute als Gotteshaus dient (S. 100f). Einige Aufnahmen, wie etwa die von der Kirche in Eydtkuhnen (S. 102f.), die innerhalb eines Militärobjektes liegt, dürfen geradezu als Sensation gelten, sind sie doch bisher noch an keiner anderen Stelle veröffentlicht worden.

Zerstörungen durch Kriegshandlungen oder infolge derselben gehören zu den tragischen, weil unvermeidlichen Begleiterscheinungen des Krieges. Demgegenüber gehören die Zerstörungen nach Kriegsende zu den am meisten bedrückenden Ereignissen, weil sie bei anderer Art von Besatzungspolitik und bei anderer Einstellung zum Land und seiner Geschichte hätten vermieden werden können.

Abschließend sei auf das Geleitwort hingewiesen (S. 5–9), das die in Berlin lebende Historikerin und Publizistin Ruth Kibelka beisteuerte. Es ist ein großartiges Zeugnis der feinen Beobachtungsgabe der Verfasserin, ihrer Vertrautheit mit der Geschichte und Gegenwart Litauens, Rußlands und eben auch Ostpreußens. Selten ist wohl in den letzten Jahren mit soviel intimer Kenntnis auf so knappem Raum soviel Treffendes, Allgemeingültiges über die aktuelle Situation in Ostpreußen gesagt worden wie durch Ruth Kibelka im vorliegenden Text, ob sie nun über die Stadt-Land-Probleme, die Entvölkerung des platten Landes, den Alkoholismus, die Schwarzhändler, die „verborgenen Liebhaber der Stadt mit all ihren heimlichen Schätzen" (S. 9), die joint ventures, die mangelnden Perspektiven oder über das große Warten der Menschen (worauf?) spricht.

Kritisch zu vermerken ist in zwei Fällen nichtadäquater Sprachgebrauch (S. 5: „zaristisch", S. 7: „nazideutsch"). Des öfteren hätten die Abbildungen eine genauere Beschreibung verdient. Gelegentlich gibt es geringfügige Unterschiede zwischen der deutschen und der englischen Bildunterschrift. Als deutlicher Mangel erweist sich das Fehlen einer Karte, auf der die oft sehr kleinen Orte mit ihren genauen Lagen hätten eingezeichnet werden können.

Insgesamt stellt der Bildband eine schöne Gemeinschaftsleistung der estnischen Photographin und der deutschen Landeskennerin dar. Beide haben auf Grund ihres Lebenswegs und eigener Erfahrungen einen geschärften Blick. Beide verstehen, die eine photographisch, die andere sprachlich, Atmosphäre einzufangen. Beide vereint, wenn auch unausgesprochen, der Schmerz über die vor unseren Augen stattgefundene und noch stattfindende Zerrüttung. Diese wird die Geschichte auf ihre Weise nicht unbeantwortet lassen. *Peter Wörster*

Kommissionsverlag: Elwertsche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:
Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Forschungsrates

Herstellung: Karlheinz Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 34/1996 ISSN 0032-7972 Nr. 2

INHALT

Georg Michels, Bericht über die Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung in Thorn/Weichsel (6.–9. Juni 1996), S. 33 – *Udo Arnold,* Zehn Jahre Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, S. 36 – *Dieter Heckmann,* Möglichkeiten und Voraussetzungen der Datierung deutschsprachiger Texte mit Hilfe von Konsonantenhäufungen, S. 44 – *Stefan Hartmann* Neue Quellen zur Entstehung des Lyceum Hosianum in Braunsberg, S. 47 – Buchbesprechungen, S. 57.

Bericht über die Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung in Thorn/Weichsel (6.–9. Juni 1996)

Von Georg Michels

Die Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung fand vom 6. bis 9. Juni 1996 in Thorn an der Weichsel statt. Damit kehrte die Kommission zum ersten Mal nach dem Kriege zu einer Tagung in den Raum zurück, dessen Erforschung ihr Anliegen ist und in dem sie 1923 gegründet wurde.

Im Rahmen ihrer Mitgliederversammlung gedachte die Kommission ihrer verstorbenen Mitglieder Prof. Dr. Dr. Bernhard Stasiewski und Dr. Gerd Brausch, deren Verdienste Nachrufe von Hans-Jürgen Karp und Udo Arnold würdigten. Als Mitglieder neu aufgenommen wurden Antoni Czacharowski, Miecesław Wojciechowski (beide Thorn), Jürgen Martens und Georg Michels (beide Bonn). Nach langer Arbeit konnte endlich das Erscheinen des Registers der Altpreußischen Forschungen festgestellt werden. Die nächste Jahrestagung schließlich soll vom 13.–15. Juni 1997 in Hamburg stattfinden.

Gastgeber der Tagung 1996 war der Towarzystwo Naukowe w Toruniu (TNT), die Thorner Wissenschaftliche Gesellschaft, deren Präsident, Marian Biskup, die Tagungsteilnehmer in den Räumen des TNT auf das herzlichste begrüßte und in einem kurzen Abriß die Entwicklung des TNT seit seiner Gründung im Jahre 1875 und seines Organs, der Zapiski Historyczne, vorstellte. Die Vorträge, die im Rahmen der öffentlichen Veranstaltungen dann gehalten wurden, boten einen Überblick über die aktuelle

landesgeschichtliche Forschung in Polen und Deutschland. An dieser Stelle muß den polnischen Wissenschaftlern gedankt werden, die deutsche Fassungen erstellt hatten, die vorgetragen werden konnten.

So stellte Marian Arszynski (Thorn) den Beitrag von Wojciech Chudziak (Thorn) vor, der sich mit frühmittelalterlichen Wehrbauten im Kulmer Land vor der Ankunft des Deutschen Ordens beschäftigte: Seit der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts waren im Kulmer und Dobriner Land nur kleine Räume besiedelt worden, die Inseln gleich in Wäldern lagen. Zentren solcher kleinerer und größerer Stammesverbände waren Wallburgen wie Gronau an der Drewenz, die mit dem Ende der Drewenzer Stammesgemeinschaft im auslaufenden 8. Jahrhundert untergingen. Seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts entwickelte sich eine überregionale Stammesgemeinschaft, die Wallanlagen wie die von St. Lorenzberg anlegte. Im 11. Jahrhundert wurden zahlreiche Wälle zerstört, und es entstanden piastische Herrschaftszentren, an den Rändern durch Wartburgen gesichert. Unklar bleibt aber, ob der Raum ein eigenes Verwaltungsgebiet innerhalb des Reiches bildete.

Astrid Reinecke (Göttingen) untersuchte die Ausstattung von Kapellen in Deutschordensburgen. Als Quellengrundlage dienten die Inventare der Burgkapellen, die als Rechenschaftsberichte bei Amtsübergabe erstellt wurden. Die Untersuchung ging von einem quantitativen Ansatz mittels EDV aus und stellte die Häufigkeiten sakraler Gegenstände und ihre Fluktuation heraus.

Mario Glauert (Berlin) stellte sein Dissertationsvorhaben „Die Verfassung des pomesanischen Domkapitels" vor. Das Bistum war 1243 mit dem Hauptort Marienwerder gegründet, das Kapitel 1284/85 aus Mitgliedern des Deutschen Ordens gestiftet worden. Ziel der Arbeit ist eine Untersuchung der Domherren nach ihrer geographischen und ständischen Herkunft und die Frage nach ihren Ämtern und Karrieren, wobei auf Statuten, annalistischen Quellen und Urkunden des 14. sowie den Briefkorpora des 15. Jahrhunderts aufgebaut werden soll.

Anette Löffler (Tübingen/Berlin) beschäftigte sich mit der Liturgie des Deutschen Ordens im Ordensland Preußen, einem bisher kaum bearbeiteten Feld der Liturgiegeschichte. Die Regeledition von Perlbach bietet wie die Studien von Volgger einen der wenigen Ansätze. Die Schwierigkeit liegt z. T. darin begründet, daß neue Consuetudines und Statuten im 13. Jahrhundert kaum fixiert wurden, weil das Laterankonzil von 1215 neue Ordensregeln verboten hatte. Dennoch entstand auf der Grundlage einer besonderen päpstlichen Approbation für den Deutschen Orden eine Regelhandschrift, deren älteste deutsche Fassung – 1264 für das Koblenzer Ordenshaus erstellt – heute in Berlin liegt. Erhalten sind auch fragmentarische Überlieferungen, in denen oft ältere liturgische Einflüsse sichtbar werden. Diese Fragmente gilt es in künftiger Arbeit bestimmten Zeiten zuzuordnen.

Über die „Wirtschaft der Kleinstädte des preußischen Oberlandes in der frühen Neuzeit" sprach anschließend Georg Michels (Bonn). Die auf ordenszeitliche Privilegien gegründete Wirtschaft der Kleinstädte sah sich seit dem 15. Jahrhundert zunehmenden Angriffen aus dem Umland ausgesetzt, wo auf Adelsgütern Handwerkeransiedlungen, Krüge und Märkte entstanden. Zugleich entstanden in Lischken Ansiedlungen neuen

Typs, deren rein gewerbliche Ausrichtung Ausdruck neuer, dynamischer Entwicklungen wurde.

„Die Landesordnungen des Preußenlandes" waren das Thema des Vortrages von Thomas Berg (Bonn). Er gab einen Überblick über die Arbeit an einer laufenden Dissertation, die die Landesordnungen der verschiedenen Teile des Preußenlandes zwischen 1525 und 1766 in ihrer Genese und ihren Inhalten untersucht. Besonderes Gewicht wurde den Verhandlungen beigemessen, die sich in der Überlieferung der Landtage verfolgen lassen. Hier zeigen sich die einander widerstrebenden Kräfte, deren Interessen die Rechtsgeschichte des Preußenlandes geprägt haben.

Christian Pletzing (Berlin) untersuchte das nationalliberale Denken im Preußenland und machte das Verhältnis der Liberalen zum benachbarten Polen zum Indikator dieses Denkens. So begleitete man den Polnischen Aufstand 1830 anfangs mit Sympathie, um sich anschließend vor der Gefahr des russischen Panslawismus zu sorgen. Polen sollte vor Rußland schützen, ohne Staatlichkeit zu gewinnen. Damit geriet man zunehmend in Germanisierungstendenzen, die einen Ausgleich mit polnischen Interessen verhinderten.

„Geschichtsvereine und wissenschaftliche Gesellschaften im 19. Jahrhundert" waren Gegenstand des Vortrages von Magdalena Niedzielska (Thorn). Sie gewannen in der binationalen Landschaft Westpreußen eine besondere Bedeutung. Dies wird in der Tatsache deutlich, daß die Naturforschende Gesellschaft, die 1743–1945 in Danzig bestand, älter war als vergleichbare Gesellschaften im Deutschen Reich. Die nationale Konfrontation zeigte sich in Parallelgründungen wie dem polnischen TNT (1875) und dem Altertumsverein Danzig (1879), der seit 1880 Westpreußischer Geschichtsverein hieß.

Klaus-Eberhard Murawski (Bonn) stellte in seinem Beitrag „Bethel Henry Strousberg und das ostpreußische Eisenbahnwesen" einen der europäischen Eisenbahnkönige vor. Finanzierung und Bau der Tilsit-Insterburger Eisenbahn waren 1863/65 das erste Projekt Strousbergs. Dem folgten die Strecke Königsberg-Pillau 1864/65 sowie die Südbahn nach Lyck bis 1868. In der Idee Strousbergs, nicht nur mit den Geldern Königsberger Bürger, grundbesitzenden Adels und englischer Investoren, sondern mit zu erbringenden Sachleistungen zu finanzieren, lagen innovative Kraft und Risiko, was schließlich zum Sturz des Tycoons führen sollte.

Christian Tilitzki (Berlin) untersuchte das Verhältnis von Politik und Universität in Königsberg zwischen den Weltkriegen. Dabei wurde deutlich, daß der Lehrkörper von einer positiven Haltung zum Rechtsstaat und der Ablehnung von Bolschewismus und Plutokratie getragen war. Gerade liberale Professoren vertraten eine Rechtsphilosphie, die an die friedensstiftende Kraft eines Weltrechts und weltweiter wirtschaftlicher Vernetzung glaubte.

Das Referat von Ryszard Sudziński (Thorn), vorgetragen von Janusz Małłek (Thorn), beschäftigte sich mit einem Thema, das auf deutscher Seite mehrfach bearbeitet wurde, für die polnische Forschung aber neu ist, mit der „Aussiedlung" der deutschen Bevölkerung 1945–1950. Seit 1989/90 sind solche Arbeiten in Polen möglich. Dabei stehen Probleme der Quantifizierung und Strukturierung im Vordergrund, war das Schicksal der Deutschen zwischen Evakuierung, Flucht, Ausreise, Verschleppung, Internierung und Vertreibung doch sehr unterschiedlich. Verschieden war auch die

Entwicklung in Pommerellen, d.h. dem „Korridor", in Danzig und auf ehemaligem Reichsgebiet. Sicher sei dagegen, daß bis Ende der 40er Jahre die Deutschen fast vollständig „verschwunden" waren.

Mirosław Golon (Thorn) untersuchte ein ähnliches Thema, die Deportation der polnischen und deutschen Einwohner in die Sowjetunion 1945. Auch hier hat das Jahr 1990 ein Tabu abgeschafft: Über die sowjetischen Verbrechen durfte bis dahin nicht gearbeitet werden, das verboten die Ideologie und Hagiographie der Befreiung. Dabei sahen sich Deutsche und Polen in Westpreußen vom NKWD oft gleichbehandelt, was zeigt, daß von Befreiung kaum gesprochen werden kann. Die Repressalien dienten nicht nur der Zerschlagung möglichen deutschen, sondern auch der Ausmerzung möglichen polnischen Widerstandes. So saßen Deutsche und Polen etwa im Verhältnis 2:1 in den Internierungslagern, Opfer beider Völker wurden ins Innere der UdSSR deportiert und kamen zu Tode. Das änderte sich erst ab Sommer 1946. Nun begann die Entlassung polnischer Häftlinge, während das Schicksal der Deutschen härter war.

Den Abschluß der Jahrestagung bildeten zwei Exkursionen. Bogusław Dybaś (Thorn) führte die interessierten Teilnehmer durch die Stadt und erläuterte die Geschichte und die wichtigsten Baudenkmäler Thorns. Marian Arszynski schließlich leitete eine ganztägige Exkursion, die zu den wichtigsten Orten des Kulmer Landes führte. Besichtigt wurden die Burg von Birglau sowie die Städte Kulmsee (wenn auch nur kurz) und Kulm, wo das Rathaus, die Pfarrkirche und die Zisterzienserinnenkirche im Mittelpunkt des Interesses standen. Weiter ging die Fahrt nach Graudenz und nach Rehden, der klassischen Burg des Konventshaustyps, die ausgiebig besichtigt werden konnte.

Zehn Jahre Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens

Von Udo Arnold

Preußen ist vom 14. bis 16. Jahrhundert Kernland des Deutschen Ordens im europäischen Raum gewesen, 1309–1525 Sitz des Hochmeisters als wichtigsten Entscheidungsträgers[1]. Erst mit der Säkularisation Preußens verlagerte sich der Schwerpunkt des Ordens in das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, mit dem zentralen Meistersitz in Mergentheim. Infolge der Vertreibung des Ordens aus den Rheinbundstaaten durch Napoleon 1809 und seiner Beschränkung auf die Gebiete der habsburgischen

[1] Einzige Gesamtdarstellung: Marian Tumler/Udo Arnold, Der Deutsche Orden. Von seinem Ursprung bis zur Gegenwart, Bad Münstereifel ^{5}1992; mit Schwerpunkt Preußen: Hartmut Boockmann, Der Deutsche Orden, München ^{4}1994. Als Standardwerk inzwischen heranzuziehen: 800 Jahre Deutscher Orden. (Katalog der) Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg in Zusammenarbeit mit der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, hg. v. Gerhard Bott und Udo Arnold, Gütersloh/München 1990.

Monarchie geriet seine Existenz innerhalb Preußens immer mehr in Vergessenheit und ließ dadurch Raum für eine Traditionssetzung eigener Art, die letztlich die preußische Monarchie des 19. Jahrhunderts als direkten Nachfolger des Ordens, quasi auf den Fundamenten des untergegangenen Ordensstaates Preußen gegründet, ansah[2]. Diese Sichtweise mit ihrem polnischen (Negativ-)Pendant machte die Deutschordensgeschichte des preußischen Mittelalters zum politischen Streitobjekt zwischen Polen und Deutschland im 19. wie im 20. Jahrhundert, zuletzt noch deutlich spürbar in den deutsch-polnischen Schulbuchgesprächen der 70er Jahre[3]. Eine Versachlichung mußte auf dem Wege rein wissenschaftlicher, gemeinsamer Überwindung jener politischen Tradition des 19. Jahrhunderts durch polnische wie deutsche Wissenschaftler erfolgen. Nach einer ersten Tagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung mit einem polnischen Gastreferenten 1977[4] und der anschließenden Doppelkonferenz des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte auf der Insel Reichenau 1977/78[5] erfolgte eine doppelte Initiative zur Schaffung eines andauernden wissenschaftlichen Gesprächs: zum einen die Begründung der Konferenzserie „Ordines militares" durch Zenon Hubert Nowak an der Universität Thorn, zum anderen die Gründung der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens.

Beide Initiativen waren während der Reichenau-Tagungen in Einzelgesprächen erdacht und anschließend gemeinsam umgesetzt worden. Ihre jeweiligen Intentionen deckten sich nicht: „Ordines militares" sollten ihren Schwerpunkt im Mittelalter haben aufgrund des Bezugspunktes Deutscher Orden in Preußen, den es mit anderen Ritterorden derselben Epoche zu vergleichen galt, die Internationale Kommission sollte sich in erster Linie mit der Geschichte des Deutschen Ordens befassen, aber vom 12. bis zum 20. Jahrhundert und in all seinen mittelmeerischen und europäischen Wirkungsgebieten; „Ordines militares" sollten jeweils wechselnde Referenten einladen, die Internationale Kommission einen festen Mitgliederstamm haben. Beide Institutio-

[2] Vgl. Udo Arnold, Nationalismus, Nationalsozialismus und der Mißbrauch der Deutschordenstradition in Deutschland, in: Der Deutsche Orden und die Ballei Elsaß-Burgund. Die Freiburger Vorträge zur 800-Jahr-Feier des Deutschen Ordens, hg. v. Hermann Brommer (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br. 63), Bühl in Baden 1996, S. 205–222.

[3] Vgl. Udo Arnold, Deutschordensgeschichte und deutschpolnische Schulbuchgespräche, in: Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Althochmeister P. Dr. Marian Tumler O.T. am 21. Oktober 1977, hg. v. Udo Arnold (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 20), Marburg 1978, S. 344–361.

[4] Vgl. Preußenland 15, 1977, S. 49–69. Über die weitere Entwicklung vgl. Udo Arnold, Ostdeutsche Landesforschung im letzten Vierteljahrhundert – Das Beispiel Ost- und Westpreußen, in: Land am Meer. Pommern im Spiegel seiner Geschichte. Roderich Schmidt zum 70. Geburtstag, hg. v. Werner Buchholz und Günter Mangelsdorf, Köln 1995, S. 41–62.

[5] Vgl. Die geistlichen Ritterorden Europas, hg. v. Josef Fleckenstein und Manfred Hellmann (Vorträge und Forschungen 26), Sigmaringen 1980.

nen legten jedoch von Anfang an Wert darauf, ein internationales Gespräch zu führen, nicht nur ein bilateral deutsch-polnisches[6].

Diese Überlegungen hatten viele Berührungspunkte mit der Arbeit der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, doch strebte niemand eine Konkurrenz an. Schließlich konnte und wollte sich die Historische Kommission keineswegs nur mit Mittelalterthemen befassen. Außerdem sah sie das Land Preußen im Zentrum ihrer Arbeit, in der auch für das Mittelalter der Deutsche Orden nur ein Teil darstellte; Landesgeschichte im modernen Verständnis kann nicht nur eine Geschichte der Landesherrschaft sein. Darüber hinaus war durch Personalunion in der Leitung beider Kommissionen und eines Teils der Mitglieder wie auch hinsichtlich des „festen Kerns" der Teilnehmer der Thorner Konferenzen Kooperation, nicht Konkurrenz angesagt. Die Entwicklung der letzten 15 Jahre hat die Existenzberechtigung, ja Existenznotwendigkeit aller drei Institutionen nebeneinander deutlich gezeigt[7].

Während die „Ordines militares" 1981 begründet werden konnten, gelang die für 1982 vorgesehene Gründung der Internationalen Kommission nicht: Die Ausrufung des Kriegsrechtes in Polen im Dezember 1981 erschwerte den polnischen Wissenschaftlern die Teilnahme an einer solchen Initiative ungemein. Ohne die polnischen Kollegen konnte jedoch eine internationale Deutschordenskommission in unserem Verständnis schlechterdings nicht begründet werden. So dauerte es noch etliche Jahre, bis sich die Planung für eine Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens realisieren ließ.

Die Kommission wurde 1985 in Wien gegründet von Wissenschaftlern aus der Bundesrepublik Deutschland, Italien, Österreich und Polen[8]. Ihr *Zweck* ist die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte des Deutschen Ordens von den Anfängen bis zur Gegenwart in ihren regionalen, europäischen und universellen Bezügen. Dieser Zweck soll in interdisziplinärer Arbeit, in Zusammenarbeit mit bereits bestehenden Institutionen oder Arbeitskreisen und in kritischer Auseinandersetzung mit den Traditionen nationalgeschichtlicher Forschung in internationaler Kooperation erreicht werden. Dazu sollen die Erschließung von Quellen und Literatur, die kritische Aufarbeitung vorhandener Quelleneditionen und Darstellungen durch einzelne Personen und Vereinigungen, die Gewinnung von Nachwuchsforschern und die Veranstaltung internationaler Konferenzen angeregt und unterstützt werden.

Die Kommission hat derzeit 23 Ordentliche *Mitglieder* aus Belgien, Deutschland,

[6] Vgl. auch Udo Arnold, Möglichkeiten der wissenschaftlichen Zusammenarbeit: Erfahrungen und Perspektiven, in: Möglichkeiten der wissenschaftlichen Zusammenarbeit in der Ostmitteleuropaforschung zwischen Deutschland und den anderen Ländern im östlichen Mitteleuropa, Marburg 1996 (im Satz).

[7] Vgl. dazu die Tagungsbände: Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica 1, 3–8, hg. v. Zenon Hubert Nowak, Toruń 1983–1995; Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung [1]–10, hg. v. Udo Arnold, Lüneburg 1980–1994.

[8] Vgl. AHF-Information Nr. 53 v. 29. 10. 1985 sowie ergänzend Udo Arnold, Deutschordenshistoriographie, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 1985, München 1986, S. 33–39.

Italien, Lettland, Litauen, den Niederlanden, Österreich, Polen und Rußland sowie zwei Fördermitglieder. Der *Vorstand* besteht aus den Herren Udo Arnold – Bonn (Präsident), Marian Biskup – Thorn (Vizepräsident), Bernhard Demel – Wien (Schriftführer), Winfried Längle – Renningen (Schatzmeister), Heinrich Noflatscher – Innsbruck (Beisitzer) und Zenon Hubert Nowak – Thorn (Beisitzer).

Wichtiger als Absichtserklärungen einer Satzung und die personale Zusammensetzung von Gremien ist die Tätigkeit. Die Kommission hat von Anfang an ihre Aufgabe darin gesehen, nicht nur wissenschaftliche Forschung zu treiben, sondern diese in ihren Ergebnissen auch an eine breitere Öffentlichkeit heranzutragen und damit den Forschungsgegenstand im allgemeinen Bewußtsein bekannter zu machen. Letzteres schien um so dringlicher, da eventuell noch vorhandene Kenntnisse der Deutschordensgeschichte durch die nationalen Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts besonders in Deutschland und Polen stark politisch belastet waren und in dieser Form oftmals bis in die Gegenwart nachwirkten[9].

Dementsprechend vielfältig ist im vergangenen Jahrzehnt das Betätigungsfeld der Kommission gewesen. Sie hat öffentliche Tagungen veranstaltet, Quelleneditionen und Darstellungen erarbeitet, internationale Ausstellungen vorbereitet, woraus stets auch Veröffentlichungen erwuchsen, und sich im allgemeinen Medienbereich betätigt.

Tagungen fanden alle zwei Jahre statt, bislang 1986 in Bad Mergentheim („Zur Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter"), 1988 in Thorn (Polen) („Stadt und Orden"), 1990 in Nürnberg („800 Jahre Deutscher Orden"), 1992 in Alden Biesen (Belgien) („Der Deutsche Orden im europäischen Westen") und 1994 in Bozen (Italien) („Der Deutsche Orden in Italien"). Die Referate liegen im Druck vor bzw. werden für den Druck vorbereitet.

Im Rahmen der international bekannten und gerade auch in Ostmitteleuropa sehr geschätzten Buchreihe der „Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens" (Marburg: N.G. Elwert Verlag) konnte die Kommission für ihre *Veröffentlichungen* eine Unterreihe begründen: „Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens". Von den inzwischen vorliegenden fast 50 Bänden der Reihe gehören fünf der Unterreihe an:

1) Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens 1, hg. v. Udo Arnold (1986); ein Sammelband mit Beiträgen zur Ordensgeschichte sowie zur Archivüberlieferung vom 13. bis zum 20. Jahrhundert.
2) Zur Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter, hg. v. Udo Arnold (1989); Referate der ersten öffentlichen Tagung 1986 in Bad Mergentheim.
3) Protokolle der Kapitel und Gespräche des Deutschen Ordens im Reich (1499–1525), hg. v. Marian Biskup und Irena Janosz-Biskupowa (1991); eine Quellenedition aus Archiven in Ludwigsburg, Wien und Berlin.
4) Stadt und Orden. Das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den Städten in Livland, Preußen und im Deutschen Reich, hg. v. Udo Arnold (1993); Referate der zweiten öffentlichen Tagung 1988 in Thorn.

[9] Vgl. Anm. 1.

5) Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens 2, hg. v. Udo Arnold (1993); ein Sammelband mit Beiträgen zur Ordensgeschichte vom 13. bis zum 19. Jahrhundert[10].

Bereits damit wird deutlich, daß neben Quelleneditionen und Monographien auch thematisch nicht gebundene Sammelbände treten in der Intention, eine Heimstatt zu bieten für kleinere Beiträge, die sonst oftmals an für die Ordensforschung sehr versteckter Stelle erscheinen, ohne damit regionalen Zeitschriften Konkurrenz machen zu wollen. Die Autoren der Veröffentlichungen stammen aus Deutschland, Italien, den Niederlanden, Österreich, Polen, Rumänien und den USA; sie sind keineswegs alle Mitglieder der Kommission.

Die größten Vorhaben waren drei internationale *Ausstellungen* anläßlich des 800jährigen Gründungsjubiläums des Deutschen Ordens 1990. Sie konnten aufgrund des damit verbundenen Arbeitsanfalls sowie unter dem Gesichtspunkt der Interessenvertiefung beim Publikum sinnvollerweise nur in Form eines ‚gestreckten Jubiläums' veranstaltet werden: 1990 im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, 1991 in der ehemaligen Deutschordenskommende Schloß Mainau im Bodensee und 1992 in der ehemaligen Deutschordenslandkommende Alden Biesen in Belgien. Die Internationalität der Ausstellungserwartungen entsprach ebenso dem Gegenstand Deutschordensgeschichte wie auch der Aufgabenstellung und Zusammensetzung der Kommission. Ebenso bedeutete die Aufgabenstellung mit fester Terminsetzung für das Zusammenwachsen der Kommission in den ersten Jahren ihrer Existenz, die nach wie vor nicht unproblematisch waren und gerade den polnischen Mitgliedern vor der politischen Wende manche Schwierigkeiten bereiteten, einen positiven Leistungsdruck. Dies war bei der Gründung 1985 klar erkannt worden, alle Mitglieder hatten sich dieser Herausforderung gestellt und haben sie erfolgreich gemeistert.

Das Ergebnis hat die Anstrengungen voll gerechtfertigt. Weit über 100.000 Besucher haben die Ausstellungen gesehen, die Presse hat sie kritisch begleitet. Dabei konnten wir das Phänomen beobachten, daß die regionalen Ausstellungen – auf der Mainau für den Südwesten des Römischen Reiches, also für die heutigen Gebiete Baden-Württemberg, Elsaß und Schweiz, sowie in Alden Biesen für das heutige Belgien, die Niederlande und den rheinisch-westfälisch-niederdeutschen Raum – auf einhellige Zustimmung stießen und hohe Aufmerksamkeit auch im politischen Raum bis hin zum Besuch des belgischen Königspaares erfuhren, während die allgemeine, zeitlich wie räumlich umfassende Ausstellung in Nürnberg viel mehr Kritik erfuhr und auf deutscher Seite eine geradezu auffallende Zurückhaltung im politischen Raum feststellbar war. Das lag jedoch kaum an der Ausstellung selber als vielmehr an dem tradierten Bild des Ordens aus dem 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, das die Vorstellungen bei Rezensenten wie Politikern offensichtlich prägte und das Verständnis verstellte für die wissenschaftspolitische und politische Errungenschaft, die diese vor der politischen Wende konzipierte und in ihren Leihgaben und Mitarbeitsbereitschaften grenzübergreifend gestaltete Ausstellung charakterisierte. Insofern bot die Nürnberger

[10] Die Bände sind alle noch lieferbar und zu beziehen über den Buchhandel bzw. den N.G. Elwert Verlag, Reitgasse 7/9, 35037 Marburg.

Ausstellung – wie auch die auf der Mainau und in Alden Biesen – einen enormen Fortschritt in der internationalen Deutschordensforschung, aber auch einen interessanten Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des ausgehenden 20. Jahrhunderts in Deutschland.

Die zu den Ausstellungen erschienenen Kataloge sind inzwischen aufgrund ihrer zusammenfassenden, aber auch teilweise ganz neu erforschten Aussagen, die alle über Register detailliert erschlossen sind, zu Standardwerken der gegenwärtigen Deutschordensforschung geworden:

1) 800 Jahre Deutscher Orden. Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg in Zusammenarbeit mit der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Gütersloh/München 1990.
2) Kreuz und Schwert. Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß, Mainau 1991.
3) Ritter und Priester. Acht Jahrhunderte Deutscher Orden in Nordwesteuropa. Ausstellung der Landcommaderij Alden Biesen und des Vlaams Commissariaat-General voor Toerisme in Zusammenarbeit mit der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens und dem Historisch Studiecentrum Alden Biesen, (Alden Biesen) 1992. Es erschien eine identische Ausgabe in niederländischer Sprache unter dem Titel: Ridders en Priesters. Acht eeuwen Duitse Orde in Noordwest-Europa[11].

Diese hier am deutlichsten sichtbare *Kooperation* über die Grenzen innerhalb der Kommission wie auch mit anderen Institutionen fand ebenfalls bei anderen Veröffentlichungen statt, die finanziell oder personell von der Kommission mitgetragen wurden:

1) Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, hg. v. Lutz Fenske und Klaus Militzer (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte 12), Köln 1993.
2) Udo Arnold, Clemens Guido De Dijn, Michel Van der Eycken, Jules Goffart, Jozef Mertens, Leo De Ren, Suzanne Vanaudenhofe, De balije Biesen in het Rijn-Maasgebied, Gent 1993. Es erschien auch eine identische französische Ausgabe unter dem Titel: Le baillage des Joncs dans la région rhénano-mosane, die seitens der belgischen Regierung anläßlich der Außenministerkonferenz der Europäischen Union in Alden Biesen 1993 den Ministern überreicht wurde.
3) Leden van de Duitse Orde in de balije Biesen (Bijdragen tot de geschiedenis van de Duitse Orde in de balije Biesen 1), Bilzen 1994.

Die Überlegung, das Forschungsanliegen der Kommission auch in der Bevölkerung auf offene Ohren stoßen zu lassen, hat uns zur Mitarbeit im Bereich anderer *Medien* bewogen. Dazu gehört heute in erster Linie das Fernsehen. Die seit 1986 geplante Erarbeitung eines Films über den Deutschen Orden stieß bei der ARD zunächst nicht auf Resonanz. Das lag an einer Fehleinschätzung des öffentlichen Interesses in Bezug auf das Ordensjubiläum. Es gelang jedoch, das Zweite Deutsche Fernsehen zu interessieren. Die Konzeption des Films konnte nicht in vollem Umfang gemeinsam erarbeitet werden, doch war eine Beratertätigkeit der Kommission möglich, ebenso die wei-

[11] Der Nürnberger Katalog ist seit 1991 vergriffen, die beiden anderen nicht im Buchhandel erschienen; sie können jedoch noch alle drei über den Verfasser bezogen werden.

testgehende Textformulierung. Das Echo auf die 1992 erfolgte Ausstrahlung des Films „Schwarzes Kreuz auf weißem Grund" war einhellig positiv. Daran schloß sich die Unterstützung des Fernsehfilms „Das Schloß aus Lehm. Die Marienburg" durch den Südwestfunk 1993 an.

Anläßlich des Ordensjubiläums gelang es gemeinsam mit anderen Interessierten, das Bundespostministerium zur Herausgabe einer Sonderbriefmarke zu veranlassen. Während die Kommission am Wettbewerb der Entwürfe gutachterlich nicht beteiligt war, wurde jedoch der offizielle Begleittext zur Erstausgabe von ihr formuliert. Die Auflage der Sondermarke betrug 30 Millionen Stück.

Erheblich schwieriger gestaltete sich die Realisierung des Kommissionsvorschlags zur Herausgabe einer 10 DM-Gedenkmünze anläßlich des Ordensjubiläums. Zwar war die Kommission beim künstlerischen Wettbewerb in der Jury beteiligt und formulierte auch den Begleittext zur Edition, doch entschloß sich die Bundesregierung aufgrund außenpolitischer Konstellationen erst nach Ablauf des Jubiläums, den Plan zu realisieren. Damit wurde die Münze die erste gesamtdeutsche Edition der Deutschen Bundesbank nach der Vereinigung beider deutscher Staaten. Die Auflage betrug knapp 9 Millionen Stück.

Mit den drei Ausstellungen sowie der Beteiligung an zwei Fernsehfilmen, der Edition einer Sonderbriefmarke und einer Sondermünze ist es der Kommission gelungen, innerhalb weniger Jahre seit ihrer Gründung eine breite Bevölkerung in den verschiedensten Regionen der ehemaligen Ordensniederlassungen anzusprechen, in weitem Rahmen auf ihr Arbeitsgebiet aufmerksam zu machen und ihre Existenznotwendigkeit und Arbeits- und Kooperationsfähigkeit vor allem im internationalen Rahmen unter Beweis zu stellen. In den kommenden Jahren werden die Arbeiten der Kommission sich mehr der Forschung im engeren Sinne zuwenden und sich damit weniger an das breite Publikum richten, was hinsichtlich des Jubiläumsjahres jedoch geboten war und der Kommission das Zusammenwachsen in gemeinsamer Arbeit über alle Grenzen hinweg erleichtert hat.

Zu den *Projekten* gehört in erster Linie die *Regestierung der Urkunden des Zentralarchivs des Deutschen Ordens Wien.*

Dieses Projekt stellt den ersten konkreten Schritt zur Erfassung der Deutschordensurkunden in europäischem Rahmen dar. Infolge seiner gesamteuropäischen Verbreitung einerseits, seiner politischen Schicksale andererseits verfügt der Deutsche Orden nicht über ein kontinuierlich seit dem Mittelalter gewachsenes zentrales Archiv; das jetzige entstand im 19. Jahrhundert. Das aber bedeutet, daß die Archivalien des Ordens über eine Vielzahl von Ländern und damit eine Vielzahl von staatlichen, städtischen, kirchlichen und privaten Archiven verstreut sind. Die Kommission hat sich für eine Bearbeitung und Drucklegung des Materials nach dem Prinzip der heutigen Aufbewahrungsorte entschieden. Den Anfang macht das Wiener Ordensarchiv, das mit 12.000 Urkunden über den größten Bestand verfügt. Je nach Bearbeitungsmöglichkeiten und Kooperationsbereitschaft anderer Archive sollen deren Bestände ebenfalls der Veröffentlichung in Regestenform zugeführt werden. Die Arbeiten dazu wurden aufgenommen u.a. im Staatsarchiv Thorn.

Das Veröffentlichungsvorhaben *Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994. Biographische Sammlung* ist fast abgeschlossen, der Band erscheint in diesem Jahr. Die Quellenedition *Visitationen des Deutschen Ordens im Mittelalter* ist in ihrem ersten Teil, europaweites Material umfassend, satzreif. *Das Alden Biesener/Maastrichter Necrologium*, Quellenedition soll 1996 satzreif abgeschlossen werden. *Das Mergentheimer Necrologium*, Quellenedition liegt satzreif vor; es soll mit vorigem gemeinsam veröffentlicht werden. Die *Dzieje Zakonu Krzyżackiego w Prusach*, die jüngste Zusammenfassung des polnischen Kenntnisstandes zum Deutschordensstaat Preußen, soll gemeinsam mit dem Deutschen Historischen Institut in Warschau in einer deutschen Fassung herausgegeben werden. Die *Fotothek zur Geschichte des Deutschen Ordens* befindet sich im Aufbau. Gezielte Bestandsabfragen sind bereits möglich und von Fernsehanstalten und Verlagen schon genutzt worden. Mit diesem Vorhaben wird ein bislang unbekannt großer Fundus an Bildmaterial für weitere wissenschaftliche Arbeiten allgemein zugänglich. Dazu gehört die Planung für eine monographische Bearbeitung der *Ikonographie des Deutschen Ordens.* Von der Kommission durch Reisekostenzuschüsse unterstützt wurden eine Monographie über *Die Kommende Weißenburg im Elsaß*[12] sowie die Dissertation *Adel, Deutscher Orden und Königtum im Elsaß des 13. Jahrhunderts*[13].

Nicht problemlos ist die bislang auf nichtöffentlicher Basis beruhende Finanzausstattung der Kommission. Es soll allerdings dankbar erwähnt werden, daß das bisher Erreichte nicht möglich gewesen wäre ohne die Veröffentlichungsverbindung mit den „Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens" und damit die Hilfe des Deutschen Ordens, die Hilfe der Vereinigung zur Förderung der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte des Deutschen Ordens e.V. Köln, eine Privatspende sowie die Tagungshilfen, die am jeweiligen Veranstaltungsort von unterschiedlichen Geldgebern gewährt wurden.

Der Ansatz der Kommission, Deutschordensforschung grenzübergreifend für den Gesamtorden und kooperativ auf internationaler Ebene zu verfolgen, hat sich bewährt und weiter gefestigt. Die internationale Anerkennung in Fernsehen, Rundfunk, Presse, wissenschaftlichen Zeitschriften und Briefen war beachtlich und zeigt, daß der eingeschlagene Weg richtig ist, wenngleich nicht verschwiegen werden soll, daß gerade die öffentlichen Aktivitäten der Kommission auch negative Stimmen hervorgerufen haben, die den Verlust nationaler Wertvorstellungen sowie neue Ideologisierungsansätze in der grenzübergreifenden Kooperation zu erblicken scheinen. Eine Diskussion dieser Position dürfte sich erübrigen. Wir gehen jedenfalls bestärkt in unserem Ansatz und mit einem umfangreichen Aufgabenkatalog in das nächste Jahrzehnt.

---

[12] Rudolf Fendler, Die Kammerkommende des Deutschen Ordens in Weißenburg im Elsaß (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 51), Marburg 1996.

[13] Peter Conradin von Planta, Adel, Deutscher Orden und Königtum im Elsaß des 13. Jahrhunderts. Unter Berücksichtigung der Johanniter, Diss. phil. masch. Freiburg i.B. 1995, Drucklegung geplant im Peter Lang-Verlag, Frankfurt/M. 1996.

Möglichkeiten und Voraussetzungen der Datierung deutschsprachiger Texte mit Hilfe von Konsonantenhäufungen

Von Dieter Heckmann*

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen bilden Beobachtungen bei der Edition deutschsprachiger Texte des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem Staatsarchiv Königsberg und dem Revaler Stadtarchiv[1]. So ließ sich unter anderem feststellen, daß spätestens seit dem Jahre 1464 die Schreiber eine gemeinsame Vorliebe für die Verdoppelung des *n* im Anlaut nach Vokal (zum Beispiel *unnsen*) sowie für Doppel-*n* im Auslaut (zum Beispiel *frundenn*) zu entdecken begannen[2]. Diese zunächst selten zu beobachtende Eigentümlichkeit gewann bis zum Jahrhundertende zunehmend an Häufigkeit, wobei das verdoppelte *n* zunächst über Intitulatio und Inscriptio bei Urkunden und über die Anschrift bei Briefen Einzug gehalten zu haben scheint. Ein Schreiben Lübecks an Reval von 1499 April 13 und eine Urkunde des Revaler Bürgermeisters Johann Gellinghusen von 1501 Oktober 31 mögen hierzu als Belegbeispiele dienen[3]. In der Überlieferung des 16. Jahrhunderts dann hat sich das Doppel-*n* derart verallgemeinert, daß es bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus das Schriftbild der überwiegenden Zahl der Texte bestimmt. Gelänge es, die Erscheinungsformen des Doppel-*n* im Anlaut nach Vokal sowie im Auslaut zeitlich enger einzugrenzen, läge der Nutzen für die Erschließung spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Akten – zumindest aus den beiden genannten Archiven – auf der Hand. Die bisher in den historischen Hilfswissenschaften häufig angewandten Verfahren, undatierte Überlieferung mit Hilfe typischer Schriftmerkmale oder anhand von Wasserzeichen zu bestimmen, könnte nämlich somit eine wertvolle Ergänzung erhalten. Eine solche Ergänzung dürfte vor allem vor dem Hintergrund der verhältnismäßig spärlich erfaßten Wasserzeichen des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit[4] und der im 15. Jahrhundert im wesentlichen ausgeformten deutschen Kurrentschrift[5], die deswegen einer Feindatierung große Hindernisse bereitet, von besonderer Bedeutung sein. Die vielen zeitlich unbestimmten Stücke der in der Regel lose komponierten und deswegen häufig in Unordnung geratenen Akten würden sich dadurch genauer eingrenzen und leichter in eine endgültige Ordnung bringen lassen.

Die Mehrzahl der kritischen Bearbeiter spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Texte haben allerdings Buchstabenverdoppelungen oder der Konsonantenhäufung überhaupt wenig Beachtung geschenkt. Entweder haben sie, wie beispielsweise Erich Brandenburg bei der Herausgabe der Politischen Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen, die Konsonanten „gemäß der modernen Schreibung gestaltet“[6], oder sie sind den von Johannes Schultze erstmalig im Jahre 1930 veröffentlichten Richtlinien gefolgt. Diese sehen Vereinfachungen von Konsonantenhäufungen überall dort vor, wo „sie sprachlich bedeutungslos sind (z.B. Doppel-n am Wortschluß oder vor Konsonanten: in statt inn, und statt unnd, bei Doppelschreibung am Wortanfang oder nach anderem Konsonant: fürst nicht ffürst, dorf statt dorff, solt nicht soltt usw.)“[7]. Von dieser Vorschrift rückten die im Juni 1973 vom Arbeitskreis für Editionsfragen verabschiedeten Richtlinien für die Edition mittelalterlicher Amtsbücher insofern ab, als sie dem Bearbeiter eine größere Entscheidungsfreiheit zubilligen: „Konsonantenhäufung kann vereinfacht werden, sofern nicht sprachliche Gründe dagegen sprechen“[8]. Die vor allem von germanistischer Seite eingebrachte Kritik an den Schultzeschen Richtlinien mündete in die im Jahre 1981 veröffentlichten „Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte“, die sich für die Beibehaltung des Konsonantenbestandes der Textvorlage aussprechen[9].

Demnach lassen sich hilfswissenschaftliche Untersuchungen wie die hier anzuregende Herausarbeitung von Datierungsmerkmalen anhand von Konsonantenhäufungen nur entweder am Original selbst oder mit Hilfe derjenigen Editionen anstellen, die den vollständigen Buchstabenbestand wiedergeben. Einschränkend sei jedoch dazu bemerkt, daß solche Editionen wegen des Mangels an allgemeinverbindlichen Rechtschreiberegeln der deutschen Schriftsprachen und aufgrund der Mehrdeutigkeit des deutschen Abkürzungssystems[10] die Gefahr falsch aufgelöster Kürzungen in sich bergen können. Zu beachten wären weiterhin die Buchstabenart der zusammen auftretenden Konsonanten, wie beispielsweise *ff*, *mm*, und *pp*, ihre Anzahl, nämlich als doppelter

---

* Festgabe des Verfassers zum 65. Geburtstag von Herrn Prof. Dr. Werner Vogel, Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preuß. Kulturbesitz a.D.

1 Zusammengestellt von Dieter Heckmann: Beobachtungen bei der Edition livländischer und preußischer Quellen aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit, in: Archivmitteilungen 43 (1994), S. 85f.

2 Siehe z.B. Revaler Urkunden und Briefe von 1273 bis 1510, bearb. von Dieter Heckmann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, 25), Köln, Weimar, Wien 1995, Nr. 145, S. 230f. (Außenadresse).

3 Revaler Urkunden und Briefe, Nr. 151, S. 241f., und Nr. 164, S. 263f.

4 Witto Weiß, Historische Wasserzeichen, Leipzig 1988, S. 13–17; Hans B. Kälin, in: Lexikon des Mittelalters, 6, München, Zürich 1993, Sp. 1664–1666, s.v. Papier.

5 Walter Heinemeyer, Studien zur gotischen Urkundenschrift, Köln, Graz ²1982, S. 151.

6 Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen, 1, hrsg. von Erich Brandenburg (Aus den Schriften der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte [4]), Leipzig 1900, S. XXI.

7 Johannes Schultze, Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte, in: Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen, hrsg. von Walter Heinemeyer (Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine), Marburg, Köln 1978, S. 25–36, hier: S. 34.

8 Ebd., S. 17–23, hier: S. 19.

9 Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte, in: Jahrbuch der historischen Forschung 1980 (1981), S. 85–96, und in: Archiv für Reformationsgeschichte 72 (1981) S. 299–315; hier zit.: Jahrbuch, S. 89.

10 Siehe hierzu Jürgen Römer, Kürzungen in deutschsprachigen Texten, in: Mabillons Spur (Festschrift zum 80. Geburtstag von Walter Heinemeyer), hrsg. von P. Rück, Marburg 1992, S. 133–144, hier: S. 133–136.

oder mitunter sogar als dreifacher Konsonant, ihre Stellung am Anfang, in der Mitte und am Ende eines Wortes oder Namens sowie ihre ältesten und gegebenenfalls jüngsten Belege in ihrer jeweiligen Stellung in der entsprechenden Sinneinheit, wie zum Beispiel das erstmalig in einer zu Reval ausgestellten Urkunde von 1419 Oktober 1 erscheinende Doppel-*l* im Auslaut (*Waschell*, *Kawtell*, *Karrowll*, *Tydenkull* und *ingesegell*)[11]. In dem Zusammenhang müßte auch geklärt werden, ob der Doppelkonsonant am Wort- oder Namensanfang – sehr häufig handelt es sich um ff – tatsächlich eine Konsonantenverdoppelung oder eine besondere Verwendung des den Großbuchstaben kennzeichnenden Zierstrichs[12] anzeigt.

Die in die Untersuchung einfließenden Schriftstücke wären auch nach ihrem jeweiligen Entstehungsort voneinander zu unterscheiden. Nur so könnten Landschaften voneinander geschieden werden, in denen entweder Konsonantenhäufungen gar nicht oder gegebenenfalls zeitweise oder mit zeitlicher Verzögerung vorkommen. Geeignete Grundlagen für derartige Untersuchungen bieten die von Hermann Hildebrand, Philipp Schwartz und Leonid Arbusow bearbeiteten Teile des livländischen Urkundenbuches[13] (1. Abt. Bd. 7–12, 2. Abt. Bd. 1–3) sowie die darin nicht aufgenommene Überlieferung des Revaler Stadtarchivs. Zum einen nämlich haben die drei Bearbeiter die Konsonantenhäufungen berücksichtigt[14], und zum anderen ist eine Fülle von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Briefen und Urkunden aus dem gesamten Hansebereich erhalten geblieben, die geradezu zu Vergleichen einlädt, wie beispielsweise die große Gruppe der sogenannten Toversichtsbriefe. Ohne Ergebnisse vorwegnehmen zu wollen, sei hier hinzugefügt, daß das Doppel-*n* im Anlaut nach Vokal oder im Auslaut in Ausfertigungen aus dem westlichen Handelsgebiet der Hanse vereinzelt erst um das Jahr 1500 in Erscheinung tritt – so etwa das auslautende Doppel-*n* bei *bekennenn* in einem Schreiben Kampens an Reval von 1500 März 12[15] – und auch im 16. Jahrhundert die Ausnahme bleibt[16]. Hingegen machten die Schreiber aus den Gebieten der südlichen und östlichen Ostseeküste um dieselbe Zeit davon fleißig Gebrauch. Beispiele hierfür geben ein Brief Rostocks an Reval von 1500 November 10[17], ein Eintrag in ein

[11] Revaler Urkunden und Briefe, Nr. 121, S. 187 f.
[12] Hierzu s. Heinemeyer, Urkundenschrift, S. 162 f.
[13] Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch, bearb. von Friedrich G. von Bunge u. a., Abt 1, Bd. 1–12, Riga, Moskau 1853–1910 (ND Aalen 1967); Abt. 2, Bd. 1–3, Riga, Moskau 1900–1914 (ND Aalen 1967).
[14] Siehe dazu die Vorworte im Liv UB, 1. Abt., Bd. 7, S. VII und im Liv UB, 2. Abt. Bd. 1, S. VIII.
[15] Revaler Urkunden und Briefe, Nr. 155, S. 249.
[16] Hierzu zwei Beispiele: In einem zu Brüssel datierten Schreiben des Obersten Falkners der Niederlande, Jeorijs von Berselle, an Herzog Albrecht von 1557 Dezember 3 erscheint das Doppel-*n* im Auslaut lediglich bei *inn* in der vor die Unterschrift gesetzten Intitulatio, Herzogliches Briefarchiv G (Süd- und Westeuropa), Kasten 742. Dagegen verzichtete der Statthalter der Niederlande, Emanuel Philibert von Savoyen, in einem ebenfalls zu Brüssel datierten und an Herzog Albrecht gerichteten Schreiben vom selben Tag völlig auf die Konsonantenhäufung, HBA G, K. 742.
[17] Revaler Urkunden und Briefe, Nr. 159, S. 254–256.

von der Königsberger Olafsgilde angelegtes Buch zu demselben Datum[18] und eine von dem Mannrichter in Wierland, Klaus von Örten, ausgestellte Urkunde von 1506 Juni 1[19]. Unabhängig davon sollten auch die jeweiligen Entstehungs- oder Bearbeitungsstufen eines Schriftstücks Beachtung finden. So wäre etwa danach zu fragen, ob die Konsonantenhäufung eine Erscheinungsform ist, die lediglich in Reinschriften, wie zum Beispiel in Bucheinträgen oder in Ausfertigungen, zu finden ist, oder ob auch Konzepte und andere Vorstufen bereits Doppel- oder Mehrfachkonsonanten aufweisen. In ähnlicher Weise ließen sich sowohl zeitgenössische als auch spätere Zusätze wie Rückvermerke und Rubra in die Vergleiche einbeziehen.

Zusammenfassend lassen sich folgende Kriterien aufstellen, die für den Vergleich von Schriftstücken zum Zweck der Datierung anhand von Konsonantenhäufungen herangezogen werden können:

1) Ausstellungsort und Abfassungszeit der Schriftstücke,
2) Art, Anzahl und Wortstellung der gehäuften Konsonanten,
3) Vorkommnis der Konsonantenhäufungen innerhalb desselben Schriftstücks,
4) Konsonantenhäufungen bei den Entstehungsstufen von Schriftstücken und
5) Konsonantenhäufungen bei Vermerken und anderen Nachträgen.

Aus den Vergleichsergebnissen ließen sich in einem letzten Schritt allgemeinere Aussagen ableiten, die dann wiederum an ähnlichen Untersuchungsergebnissen aus der Überlieferung anderer Archive gemessen werden könnten.

[18] Das Fragment eines Buches der Königsberger Olafsgilde von 1477 bis 1503, bearb. v. Dieter Heckmann, in: Zeitschrift für Ostforschung 43 (1994), S. 353–367, hier: S. 366.
[19] Revaler Urkunden und Briefe, Nr. 167, S. 269–271.

Neue Quellen zur Entstehung des Lyceum Hosianum in Braunsberg

Von Stefan Hartmann

Im Depositum von Brünneck, das zu den 1979 von Göttingen nach Berlin verlagerten Beständen des Historischen Staatsarchivs Königsberg gehört, liegen Denkschriften über die Errichtung einer Hochschule in Braunsberg vor[1]. Dabei handelt es sich um die Abschrift eines Berichts des ermländischen Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern[2] an den preußischen König Friedrich Wilhelm III. und um den Entwurf eines Lehrplans für die geplante Bildungsanstalt, den der Direktor des Braunsberger Gym-

[1] Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (abgek. GStAPK) XX. HA, Dep. 35 von Brünneck, Nr. 153.
[2] Vgl. dazu den Artikel von Adolf Poschmann in Altpreußische Biographie, Bd. 1, Königsberg 1941, S. 282–283. Joseph Wilhelm Friedrich von Hohenzollern war von 1808 bis 1836 Fürstbischof von Ermland.

nasiums Heinrich Schmülling[3] verfaßt hatte. Beide Quellen betreffen zeitlich die Anfänge Heinrich Theodors von Schön[4] in dessen Eigenschaft als Oberpräsident der 1815 neu geschaffenen Provinz Westpreußen. Schöns Wirken zielte vor allem auf den Aufbau eines leistungsfähigen Elementarschulwesens und die Abschaffung der Konfessionsschulen, womit vor allem die Zurückdrängung des Einflusses der katholischen Kirche auf das Bildungswesen bezweckt wurde. Das Simultanprinzip wollte er auch bei den höheren Schulen einführen, stieß dabei aber auf den Widerspruch des ermländischen Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern, der dabei das große Gewicht des Katholizismus im Ermland in die Waagschale werfen konnte. Als günstig wirkte sich auf die Position des Bischofs aus, daß das Ermland von vielen Störungen und Umwälzungen, die Westpreußen betroffen hatten, verschont geblieben war[5].

Beide hier betrachtete Schriften beleuchten eine kritische Phase der Schul- und Bildungsgeschichte Braunsbergs und des ganzen Ermlands. 1811 war das aus dem 1565 gegründeten Jesuitenkolleg hervorgegangene Braunsberger Akademische Gymnasium aufgelöst worden. An dessen Stelle trat das Königliche Katholische Gymnasium in der Passargestadt, das in dem bereits erwähnten Heinrich Schmülling aus Münster einen fähigen Leiter erhielt. Neben Bischof Joseph war der angesehene Braunsberger Kaufmann Johannes Oestreich[6] Schmüllings wichtigster Förderer. Als „Curator localis" des neu zu gestaltenden Königlichen Gymnasiums konnte er immer wieder die nötigen Gelder beschaffen und Schwierigkeiten aus dem Wege räumen[7]. Sein Engagement für das Braunsberger Bildungswesen und insbesondere die zahlreichen Spenden für gemeinnützige Zwecke führten allmählich zum völligen Zusammenbruch seines Handelshauses und zur Verarmung seiner Nachkommen. Gemeinsam mit Schmülling und Oestreich verfolgte der Fürstbischof das Ziel, eine philosophisch-theologische Hochschule in Braunsberg zu errichten, womit er an die Tradition des Kardinals Stanislaus Hosius in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anknüpfen wollte[8]. Zunächst er-

[3] Zu Johann Heinrich Schmülling (1774–1851) vgl. den Artikel von Adolf Poschmann in Altpreußische Biographie, Bd. 2, Marburg 1967, S. 623–624; Bernhard-Maria Rosenberg (Bearb.), Aus der Geschichte des Gymnasiums zu Braunsberg/Ermland 1565 bis 1945, Münster 1965, S. 46ff.; Franz Hipler, Heinrich Schmülling und die Reform des ermländischen Schulwesens am Eingange des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands 8 (1886), S. 217–451.

[4] Heinrich Theodor von Schön (1773–1856) war von 1815 bis 1824 Oberpräsident von Westpreußen und von 1824 bis 1842 Oberpräsident der vereinigten Provinz Preußen.

[5] Herward Bork, Zur Geschichte des Nationalitätenproblems in Preußen. Die Kirchenpolitik Theodors von Schön in Ost- und Westpreußen 1815–1843, Leipzig 1933, S. 59ff.; Erich Hoffmann, Theodor von Schön und die Gestaltung der Schule in Westpreußen, Marburg 1965 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas, Nr. 71), S. 46ff.

[6] Vgl. dazu Adolf Poschmann in Altpreußische Biographie, Bd. 2, S. 479. Johann August Eduard Oestreich (1750–1830) hatte sein Vermögen durch den Handel mit Garn und Flachs und die Gründung einer Damastfabrik erworben.

[7] Rosenberg (wie Anm. 3), S. 49.

[8] Stanislaus Hosius war von 1551 bis 1579 Bischof von Ermland. Er leitete die Gegenreformation im Fürstbistum ein.

schienen die Aussichten für die Realisierung des Vorhabens wenig günstig zu sein, weil die preußische Regierung beabsichtigte, die Kleriker der ermländischen Diözese an einer der Landesuniversitäten, z. B. der Königsberger oder Breslauer, ausbilden zu lassen. Die Finanzierung sollte mit Hilfe des Säkularisationsfonds, der auf dem eingezogenen Vermögen der Orden und Kollegiatstifter beruhte, sichergestellt werden. Diese vagen Erwägungen, die auch die Begründung eines Diözesanseminars in Guttstadt einschlossen, waren allerdings für Joseph von Hohenzollern, der die geistige Eigenart des katholischen Ermlands gewahrt wissen wollte, kein gangbarer Weg[9]. Er wandte sich direkt an einflußreiche Stellen in Königsberg und Berlin und fand im Staatsrat Ludwig Nicolovius, der an der Einrichtung des Kultusministeriums mitgearbeitet hatte und 1817 Mitglied des preußischen Staatsrats wurde, einen wichtigen Helfer[10].

Betrachten wir zunächst die wichtigsten Punkte der an den Monarchen gerichteten fürstbischöflichen Denkschrift[11].

1. Vor dem Einfall der Franzosen, d. h. vor 1806/07, gab es im Ermland und in Westpreußen „mehrere katholische Bildungsanstalten, die hauptsächlich zum Zwecke hatten, Jünglinge zum geistlichen Stande zu erziehen oder unmittelbar dazu vorzubereiten". Dabei handelte es sich um das akademische Gymnasium in Braunsberg mit dem Seminar für angehende Geistliche in Westpreußen, die höhere Schule in Rößel und die Bildungsanstalt in Altschottland bei Danzig. Von letzterer sind nur zerstörte Gebäude übriggeblieben, „und die übrigen Gymnasien in Westpreußen bestehen nur noch sehr mangelhaft". Die meisten Lehrkräfte der Braunsberger Anstalt haben anderswo eine Anstellung gesucht, und das mit ihr verbundene Convictorium für ärmere Schüler ist ganz eingegangen. Zwei Schulgebäude wurden abgebrochen, ein Schicksal, das auch die Gymnasialkirche traf.

2. Gegenwärtig gibt es in Braunsberg nur ein königliches katholisches Gymnasium, das 1810/11 ausgebessert worden ist. Die bisherige Lehranstalt für Philosophie und Theologie wurde aufgehoben. Seit dieser Zeit fehlt eine Bildungsanstalt für den geistlichen Stand im Ermland und in Westpreußen. Weil im Ermland jährlich acht bis zehn Geistliche sterben – zwischen 1810 und 1814 waren es fast 35 –, „wird bald ein solcher Mangel an Geistlichen eintreten, daß die Pfarren nicht mehr besetzt werden können, und jetzt sind schon viele Kaplanstellen unbesetzt".

3. Nach dem Willen des Departements für den Kultus und öffentlichen Unterricht sollen angehende katholische Geistliche ihr Studium an der Universität Breslau betreiben. Weil im Ermland und in Westpreußen „alle höhere Bildung zum geistlichen Stande aufgehört hat", ist der Verfall des religiösen und sittlichen Sinns der Bevölkerung zu befürchten.

[9] Vgl. Stanisław Achremczyk, Alojzy Szorc, Braniewo [Braunsberg] (Monografie miast i wsi Warmii i Mazur, Nr. 2), Olsztyn 1995, S. 207ff.

[10] Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (1767–1839). Vgl. Hans-Jürgen Karp, Ermland und Preußen im 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 42 (1983), S. 14–32, hier S. 16.

[11] GStAPK, XX. HA, Dep. 35, Nr. 153, 24. 7. 1816. Das Original hatte der Bischof am 5. 1. 1816 an Friedrich Wilhelm III. geschickt.

4. Weil die meisten Priesterschüler Kinder unvermögender Eltern sind, reicht der für vier Theologie studierende Ermländer versprochene Freitisch an der Universität Breslau nicht aus.

5. Diskutiert wurde auch, ob die theologische Lehranstalt für Ermland der Universität Königsberg angegliedert werden sollte. Vorlesungen protestantischer Professoren an der Albertina sind für künftige katholische Geistliche nachteilig, weil diese dadurch in einen Widerstreit mit sich selbst geraten und gegen ihren katholischen Glauben eingenommen werden können. Wirkliche Bildung wird nicht gefördert durch den Geist der Polemik, der „nur zu leicht durch gemischte Universitäten hervorgebracht wird". Weil sich Katholizismus und Protestantismus auf ganz verschiedene Grundsätze stützen, sind Zank und Hader und eine indifferente Haltung gegenüber dem Christentum die Folge. Eine zukünftige katholische Lehranstalt in Königsberg muß daher von den protestantischen Einrichtungen der Universität getrennt werden. Ein „weitläufiges" Seminarium mit einem Convictorium ist erforderlich.

6. Für die Errichtung einer katholischen Hochschule in Braunsberg spricht, daß nach Vorschrift der katholischen Kirche „bei jeder Kathedralkirche oder an einem anderen vom Bischofe zu bestimmenden Orte ein Seminarium eingerichtet seyn soll". Entsprechend dieser kirchlichen Verordnung hat das Collegium und Seminarium in Braunsberg bestanden, „und zwar vom Jahre 1565 ab, wo der Kardinal und Bischof Stanislaus Hosius alsbald zur Ausführung schritt".

7. Die Errichtung einer theologischen Lehranstalt außerhalb der Diözese entzieht diese der genauen Aufsicht seitens des Bischofs. Die Aufsicht über Lehre und Wandel der Geistlichen ist wesentliches Recht oder unerläßliche Pflicht des Bischofs.

8. Viele Eltern werden ihre Kinder nicht zur geistlichen Ausbildung nach Königsberg schicken, weil der Unterhalt dort viel teurer als in Braunsberg ist. Hinzu kommt die Befürchtung einer Verführung in einer großen Stadt und Universität, wo die katholische Lehranstalt nur als eine unbedeutende Nebeneinrichtung erscheint.

9. Eine Finanzierung der neuen Lehranstalt in Königsberg aus Mitteln der aufgehobenen katholischen Stiftungen wird nicht nur die gesamte Geistlichkeit, sondern auch alle Mitglieder der katholischen Kirche auf das schmerzhafteste kränken.

10. Aus alldem geht hervor, daß eine solche Lehranstalt mit viel geringerem Kostenaufwand in Braunsberg unterhalten werden kann. Man hat hier das „am Seminarium gelegene Gebäude, die Bursa pauperum genannt", zur Verfügung und kann durch den Rückkauf der „leider veräußerten und in Speicher umgestalteten vormaligen Schulgebäude" weiteren Raum – auch für Lehrerwohnungen – gewinnen. Überdies sind die Lehrergehälter in Braunsberg niedriger als in Königsberg, weil man im Ermland billiger leben kann und dort leichter Amtswohnungen und freie Feuerung durch die Lieferung von Deputatholz gewährleistet sind.

11. Zum Einzugsgebiet der philosophischen und katholischen Hochschule in Braunsberg können auch Westpreußen und der nördliche Distrikt von Posen gehören. Dieser Gedanke ist insofern realistisch, als die frühere Bildungsanstalt in Altschottland „allzusehr durch die Zeiten mitgenommen" sei. „Es besteht daselbst weder Gymnasium noch Seminarium. Die Kirche bedarf einer großen Reparatur, und die ehemaligen Schulgebäude befinden sich in einem ganz verfallenen Zustande. Zudem ist diese Vorstadt von Danzig durch den Krieg ganz zerstört, und wenn auch auf dem Stadtgebiet wieder gebauet wird, so bleibt doch auf höhere Verfügung der Theil, welcher im Bereiche der Festung liegt, unbebaut. Was von der theuren Lebensart in einer größeren Stadt oben schon erwähnt ist, gilt auch völlig hier, da für Altschottland die Lebensmittel aus Danzig müßten bezogen werden"[12].

Diese Eingabe macht das geschickte Taktieren des ermländischen Bischofs gegenüber der preußischen Administration deutlich. Er weist hier auf die Rolle des Ermlands als einer katholischen Bastion hin, die auch für Westpreußen und einen Teil des Großherzogtums Posen Bedeutung habe. Der fortschreitende Rückgang der Zahl katholischer Geistlicher werde zu einem Verfall religiöser und sittlicher Werte führen, was sich auch auf den patriotischen Sinn der Bevölkerung nachteilig auswirke. Wiederholt unterstreicht Joseph von Hohenzollern die traditionelle Funktion Braunsbergs als Bildungs- und Schulstadt, die mit dem Wirken des Kardinals Hosius eng verknüpft sei. Nicht ohne Grund hebt er die 1565 erfolgte Errichtung eines Jesuitenkollegs in Braunsberg hervor, wobei zu ergänzen ist, daß dieses das erste seiner Art in der Krone Polen war und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine rege gegenreformatorische Tätigkeit bis weit in das Baltikum hinein entfaltete. Für den Fürstbischof und die meisten Ermländer blieb das protestantische Ostpreußen – zumindest in religiöser und kultureller Sicht – Ausland. Die Königsberger Albertina wurde als Zentrum protestantischer Theologie angesehen, mit der es kaum Verbindendes gab. Hier zeigt sich, daß vierzig Jahre nach der preußischen Annexion des Ermlandes deren Folgen noch spürbar waren. Noch immer hatten sich die katholischen Ermländer nicht wirklich mit Preußen identifiziert[13].

Auch wirtschaftliche und finanzielle Gesichtspunkte führt der Bischof ins Feld. Durch den Nachweis größerer Kostenersparnis bei einem Standort Braunsberg gegenüber Breslau oder Königsberg konnte er hoffen, bei der preußischen Ministerialbürokratie mehr Verständnis für seinen Vorschlag zu finden, als es bei konfessionellen Argumenten der Fall war. Nach den Befreiungskriegen war die finanzielle Situation Preußens alles andere als rosig. In Wirklichkeit fehlten die Mittel, Bildungsanstalten für den katholischen Klerus des Ermlands und Westpreußens anderenorts, z. B. in Breslau oder Königsberg, neu aufzubauen. Die versprochene Einrichtung eines Freitischs für vier Theologie studierende Ermländer in Breslau war kaum mehr als der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Geschickt argumentiert Joseph von Hohenzollern auch gegen den Ausbau Altschottlands zu einer Lehranstalt für den Klerus. Er weist hier auf die großen Schäden Danzigs in der Belagerung von 1813 hin, die sich auch auf dessen Vorstadt Altschottland nachteilig ausgewirkt hätten. So bleibt nur

[12] Zur Belagerung Danzigs 1813 und den Kriegsschäden vgl. Historia Gdańska [Geschichte von Danzig], Bd. 3, T. 3: 1793–1815. Hrsg. von Edmund Cieślak, Gdańsk 1993, S. 177 ff.

[13] Vgl. Stefan Hartmann, Zum Abzug von Ermländern nach Polen als Folge der Ereignisse von 1772, in: Preußenland 31 (1993), S. 16–25.

Braunsberg übrig, wo sowohl traditionelle als wirtschaftliche Aspekte die Gründung einer neuen Hochschule für den Klerus als sinnvoll erscheinen lassen.

Einen ähnlich nüchternen Geist läßt auch der Entwurf des Westfalen Schmülling zu der zu errichtenden philosophischen und theologischen Lehranstalt in Braunsberg erkennen. Das undatierte Dokument steht zeitlich und inhaltlich in enger Beziehung zur erwähnten Eingabe des Fürstbischofs an den preußischen König. Der logisch aufgebaute und übersichtlich gegliederte Entwurf umreißt zunächst Zweck und Ziel der neuen katholischen Hochschule. Sie soll für die Katholiken in Ost- und Westpreußen tüchtige Geistliche heranbilden, die „die geistliche und zeitliche Wohlfahrt der ihnen Untergebenen mit Würde und Nachdruck fördern und dem Könige und Vaterland wahrhaft christlich gesinnte Unterthanen bilden". Auf den Besuch der Lehranstalt soll das bereits eingerichtete königliche Gymnasium vorbereiten, „dessen Zweck es ist, nicht allein Jünglinge für das Studium der Theologie, sondern auch für andere akademische Fächer vorzubilden". Die geplante Hochschule besteht aus einer philosophischen Unter- und einer theologischen Oberstufe. Die erstere soll die „im eigentlichen Sinne" wissenschaftliche Bildung vermitteln. Ihr erfolgreicher Abschluß ermöglicht das Studium der Theologie, an das sich der Besuch des klerikalischen Seminars anschließt, in dem sich die Studenten unmittelbar zur Antretung des geistlichen Standes vorbereiten.

Zunächst gibt Schmülling eine Übersicht über die Lehrgegenstände am Gymnasium. Sie betreffen den Unterricht in der lateinischen, griechischen, deutschen und französischen Sprache, in Religions- und Sittenlehre, Mathematik, Geschichte, Erd- und Naturbeschreibung, Anthropologie, Naturkunde, der Deklamation, im Gesang und im Zeichnen. Verbindlich für die Unterrichtsgestaltung waren die am 1. November 1811 vom Departement für Kultus und öffentlichen Unterricht erlassenen Statuten. Am 15. Oktober 1812 wurden neue Bestimmungen für die „Prüfung der zur Universität abgehenden Schüler" publiziert. Sie schrieben einen Aufsatz in deutscher und lateinischer Sprache sowie je eine schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen und in das Griechische vor. Bei der Erklärung der klassischen Schriftsteller in der mündlichen Prüfung mußte lateinisch gefragt und geantwortet werden[14]. Der Fächerkanon des Gymnasiums läßt erkennen, daß eine Synthese zwischen neuhumanistischen Ideen und einer betont katholischen Grundhaltung angestrebt wurde. Aufschlußreich ist, daß man in Braunsberg am französischen Sprachunterricht festhielt, obwohl dieser in Preußen unter dem Eindruck des Kampfes gegen Napoleon zunächst zurückgedrängt worden war.

Nach Schmüllings Angaben wurde im Rahmen des Maturitätsexamens zwischen den Zeugnissen Nr. I der „unbedingten" und Nr. II der „bedingten Tüchtigkeit" unterschieden. Letzteres reichte zwar für die Aufnahme des theologischen Studiums aus, empfohlen wurde aber jedem Schüler die Erlangung des Zeugnisses Nr. I. Abiturienten, die Jurisprudenz, Mathematik oder Medizin studieren wollten, konnten entweder zuerst den „philosophischen Cursus" besuchen oder gleich an eine Universität überwechseln.

[14] Rosenberg (wie Anm. 3), S. 50ff.

An der zu errichtenden philosophischen Lehranstalt sollte der Unterricht direkt an die im Gymnasium vermittelten Kenntnisse anknüpfen. Das bedeutete, daß erworbene Fakten- und Sprachkenntnisse stärker wissenschaftlich analysiert werden sollten. Besondere Bedeutung kam der empirischen Psychologie zu, „weil einerseits die Logik damit in Verbindung gebracht werden kann und andererseits dadurch der Weg zur Philosophie, wo nicht eröffnet, doch angedeutet wird". Neben der empirischen Psychologie sollten Logik, Metaphysik, praktische Philosophie und die Grundsätze des Naturrechts Hauptfächer des Unterrichts sein. In der höheren Mathematik waren Potenzen und Gleichungen des ersten und zweiten Grades, die Elemente der Geometrie nach Euklid und die ebene Trigonometrie zu behandeln. Nach Schmüllings Empfehlung sollte die Naturkunde im Bereich der Experimentalphysik mit der angewandten Mathematik verbunden werden.

Besonders ausführlich geht Schmülling auf die Gestaltung des Geschichtsunterrichts ein. Der Schüler der philosophischen Lehranstalt soll die wichtigsten Begebenheiten der alten, mittleren und neueren Geschichte mit chronologischer Genauigkeit kennen und ihren Schauplatz geographisch angeben können. Diese Faktenkenntnisse bedürfen indes „der philosophischen Ansicht oder der Weltansicht, damit der Jüngling vorzüglich auf die leitende Vorsehung, auf die Bildung der Menschheit und den Fortgang und Rückgang der Veredelung bei Völkern und Personen und auf ihre Ursachen aufmerksam gemacht werde und er aus dieser reichen Quelle den Reichthum schöpfe, aus dem er als Hausvater Neues und Altes hervorlange".

Das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur soll nicht nur rhetorische und philosophische Schriften der Antike behandeln, sondern auch ein besseres Verständnis der deutschen Muttersprache bewirken, das gerade in den schriftlichen Arbeiten der Schüler noch fehlt.

Nach Schmüllings Ansicht sind solide Kenntnisse in der hebräischen und polnischen Sprache wichtige Voraussetzungen für die künftige Praxis der Theologen. „Der Unterricht in letzterer Sprache ist für die hier zu errichtende Lehranstalt von der höchsten Wichtigkeit, weil die Anstalt für die Theologen von Westpreußen und des nördlichen Theils des Großherzogthums Posen mit bestimmt ist, wo ein großer Theil katholischer Gemeinden polnisch spricht. Dasselbe gilt von einigen Gemeinden Ermlands".

Zum Fächerkanon des Theologiestudiums gehören dogmatische und Moraltheologie, die Exegese der Heiligen Schrift, Kirchengeschichte und Kirchenrecht sowie Pastoraltheologie. Im folgenden Abschnitt befaßt sich Schmülling mit der Zahl der erforderlichen Professoren. Für die philosophische Lehranstalt meldet er einen Bedarf von fünf Professoren an (für Philosophie, Mathematik, Naturkunde, Philologie und Geschichte). Die gleiche Anzahl sei für die theologische Lehranstalt vonnöten (Dogmatik, Moral, Exegese, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, Pastoraltheologie).

Für das Studium der philosophischen Lehrfächer setzt er zwei Jahre an, nach deren Ablauf eine genaue Prüfung vorgenommen werden muß. Nach Ablegung dieses Examens werden die Zöglinge zum Studium der Theologie zugelassen, wofür auch der Nachweis tadellosen Betragens erforderlich ist. Sie sollen sich nun in den folgenden

zwei Jahren mit den theologischen Fächern befassen und werden nach erneuter Prüfung in das klerikale Seminar aufgenommen, wo sie sich durch Vertiefung ihrer theoretischen und praktischen Kenntnisse auf die höheren Weihen vorbereiten.

Ein wichtiger Punkt im Entwurf Schmüllings betrifft die einzurichtenden Gebäude. Er behandelt zunächst kurz das Braunsberger Akademische Gymnasium – es bestand von 1772 bis 1811 –, zu dessen Bausubstanz „außer dem jetzigen Gymnasialgebäude, welches mehr zu Wohnungen als zu Schulstuben eingerichtet ist, zwei Schulgebäude [gehören], welche am Gymnasiumsplatz stehen und im Jahre 1809 an Braunsbergische Bürger verkauft sind, die sie jetzt zu Speichern eingerichtet haben. Daran stößt die sogenannten Bursa pauperum, jetzt noch Eigenthum des Gymnasiums, aber im Innern zerfallen, weil sie im Kriege zum Lazarett gebraucht ist, vor dem Kriege 1807 aber dazu diente, daß eine Anzahl armer Studirender nebst andern, die ein geringes Kostgeld gaben, darin unterhalten wurden und dazu Unterricht in der Musik erhielten. Die Kapitalien sind zum Theile zugrunde gegangen, zum Theile bringen sie jetzt keine Zinsen. Ein Theil dieser Kapitalien wurde bisher vom Magistrat in Braunsberg verwaltet … Ein anderer Theil der Kapitalien wird von Einem hochwürdigen Domkapitel in Frauenburg verwaltet, und aus diesen werden jetzt noch einige Schüler des Gymnasiums unterstützt, obgleich auch davon wenige Zinsen eingehen. An der Bursa pauperum steht unmittelbar das Seminarium dioecesanum“[15]. Schmülling empfiehlt den Rückkauf der beiden ehemaligen Schulgebäude, womit hinlänglicher Raum für die Klassen des Gymnasiums und zur Abhaltung der philosophischen Vorlesungen gewonnen werden könne. Das jetzige Gymnasialgebäude könne für die Bibliothek, Schulfeierlichkeiten und Lehrerwohnungen benutzt werden. Die Bursa pauperum komme für die theologischen Veranstaltungen in Betracht und biete Platz zur Beköstigung von Studenten, die Freitische hätten. Auf dem Gymnasialplatz solle eine Kapelle für die Studenten erbaut werden. Durch den großen Vorrat an Fundamentsteinen werde der Bau sehr erleichtert. Am besten sei die Errichtung eines neuen Schulgebäudes an der Westseite des Gymnasialplatzes, dessen Boden sich gut für dieses Vorhaben eigne.

Die abschließenden Betrachtungen Schmüllings gelten der Bibliothek und den physikalischen Sammlungen. Er schlägt vor, die Sammlungen der Gymnasialbibliothek mit 4.000 bis 5.000 Bänden und die des Seminars mit rund 2.000 Bänden durch Ankäufe zu vermehren, wobei ihm die Handschriften und wissenschaftlichen Werke in den ehemaligen westpreußischen und ermländischen Klöstern als besonders wichtig erscheinen. Für ein Naturalienkabinett mußte allerdings erst die Grundlage geschaffen werden.

Der Entwurf Schmüllings läßt erkennen, daß die darin geäußerten Argumente Hand und Fuß hatten und eine erfolgreiche Ausbildung der künftigen Geistlichen gewährleisten konnten. Alle Bildungsbereiche bauten sinnvoll aufeinander auf. Gerade am Beispiel des Geschichts- und Sprachunterrichts zeigt sich, daß nicht totes Faktenwissen, sondern die Betrachtung der Zusammenhänge in ihrer logischen Verknüpfung im Mittelpunkt stand. Die Erkenntnisse aus dem Fort- und Rückgang der Völker und Kulturen und das Aufzeigen der Ursachen dieses Prozesses konnten – das sah Schmülling richtig – zur Persönlichkeitsentwicklung und Urteilsfähigkeit des Einzelnen erheblich beitragen. In der Durchführung von Prüfungen von einer Stufe zur anderen wurde die Ausbildung besser kontrolliert, als es in dem bisherigen Universitätsstudium der Fall gewesen war. Zu diesem fortschrittlichen Denken, das von den alten Verkrustungen des akademischen Unterrichts vorteilhaft abwich, gehörte auch der große Stellenwert des Erlernens von Sprachen. Nicht nur die klassischen Sprachen Latein und Griechisch, auch das Polnische war Teil des obligatorischen Fächerkanons. Polnische Sprachkenntnisse erschienen Schmülling für künftige Theologen in Westpreußen und im nördlichen Teil des Großherzogtums Posen unverzichtbar zu sein, weil dort ein großer Teil der katholischen Gemeinden polnisch spreche. Das galt auch für einige ermländische Gemeinden. Weil es zur Zeit der Niederschrift des Schmüllingschen Entwurfs – 1816 – noch keine zuverlässigen Sprach- und Bevölkerungsstatistiken in Preußen gab, ist allerdings nicht bekannt, wieweit die Hinweise auf die Verbreitung des Polnischen auch das Kaschubische und Masurische einschlossen. Diese Sprachen wurden in der Regel nicht differenziert gesehen, sondern dem Begriff „Polnisch“ zugeordnet. Gerade im Bereich des polnischen Sprachunterrichts wird deutlich, wie sehr Schmülling von der Auffassung des Oberpräsidenten Theodor von Schön abwich. Letzterer suchte vielmehr den polnischen Einfluß im westpreußischen Klerus zurückzudrängen und die Verminderung polnischer Gottesdienste herbeizuführen. Nachdrücklich setzte er sich für die Beseitigung des alten polnischen Gesangbuches wegen der darin enthaltenen Gebete für die polnische Krone ein[16]. Dem Westfalen Schmülling lagen solche Gedanken fern. Für ihn gab es keine wirkliche Kluft zwischen den einzelnen Nationalitäten. Maßgebend war vielmehr das enge Band der katholischen Kirche, die im Ermland und in Westpreußen einer geeigneten Bildungsanstalt für den geistlichen Nachwuchs bedurfte.

Zwei Jahre nach Abfassung der hier vorgestellten Denkschriften war den Bemühungen des ermländischen Fürstbischofs und des Direktors Schmülling Erfolg beschieden. Durch die Kabinettsordre vom 19. Mai 1818 ordnete Friedrich Wilhelm III. die Errichtung einer staatlichen Hochschule für den Klerus der Diözese Ermland an. Sie war insofern ein Novum, als bis dahin nur theologische Fakultäten an fünf preußischen Universitäten bestanden hatten[17]. Die Hochschule erhielt den Namen „Lyceum Hosianum“, womit bewußt an den Gründer ihrer Vorgängerin, Kardinal Stanislaus Hosius, angeknüpft wurde. Das Organisationsstatut von 1821 schuf eine theologische und eine philosophische Fakultät, die planmäßig aus je vier Professuren bestehen sollte[18]. Der Oberpräsident von Ostpreußen übte die Aufsicht über die Anstalt aus. Zu den ersten Professoren des Hosianums gehörte Schmülling, der den Lehrstuhl für Philosophie erhielt und daneben das Amt des Dirigenten, d. h. des Rektors, übernahm. Zum Profes-

[15] Zum Akademischen Gymnasium vgl. Rosenberg (wie Anm. 3), S. 24ff.

[16] Bork (wie Anm. 5), S. 54.

[17] Achremczyk/Szorc, Braniewo (wie Anm. 9), S. 209.

[18] Vgl. Franz Buchholz, Braunsberg im Wandel der Jahrhunderte. Festschrift zum 650jährigen Stadtjubiläum, Braunsberg 1934, S. 209.

sor für Geschichte wurde der aus Breslau gebürtige Maria-Gideon Gerlach berufen, der als erster die Geschichte des Jesuitenkollegs in Braunsberg verfaßte[19]. Weitere Lehrkräfte der Anstalt waren in späterer Zeit die bekannten Historiker Anton Eichhorn und Franz Hipler. Zu den bekanntesten Dozenten des Hosianums gehörte auch der aus Schlesien stammende Anton Frenzel, der von 1836 bis 1838 Verweser des Bistums Ermland war. Der aus Lutten im Oldenburgischen gebürtige Johann Bernhard Busse lehrte Kirchengeschichte und Kirchenrecht und vermittelte Kenntnisse in den klassischen und neueren Sprachen[20]. Die Mathematik und Naturwissenschaften vertrat Professor Laurentius Feldt, der vor seiner Berufung nach Braunsberg Lektor der polnischen Sprache an der Universität Breslau gewesen war. Er nahm 1848 an einer zum Zweck der Reformierung der preußischen Universitäten einberufenen Konferenz teil.

Erst allmählich konnte das Hosianum den Status einer Universität erreichen. Dazu gehörte die Verleihung der Privatdozentur, während die Professoren von den staatlichen Behörden bestätigt wurden. Es sollte lange dauern, bis der von Schmülling angeregte Rückkauf der ehemaligen Gymnasialgebäude realisiert werden konnte. So wurde erst 1863 der Kuckeinsche Speicher zu Lehrzwecken und Professorenwohnungen genutzt. Auch die finanzielle Ausstattung der Anstalt war häufig unzureichend. Das änderte aber nichts daran, daß sich der Lehrkörper mit Namen wie Andreas Thiel, Joseph Kolberg und Victor Röhrich schmücken konnte, die mit der Geschichte und Tradition des Ermlandes untrennbar verbunden sind[21]. 1912 wurde das Hosianum in eine königliche Akademie umgewandelt. Die Bibliothek hatte inzwischen einen Umfang von rund 100.000 Bänden erreicht und damit überregionale Bedeutung erlangt. Mit der Akademie waren das 1880 von Professor Wilhelm Weißbrodt errichtete Archäologische Museum und der von Professor Franz Niedenzu 1893 angelegte Botanische Garten verbunden. Die katholische Hochschule in Braunsberg, deren wissenschaftliche Bedeutung weit über die Grenzen des Ermlandes hinausreichte, wurde seit 1925 auch von Theologiestudenten der Diözese Danzig und seit 1932 von solchen der Administratur Schneidemühl aufgesucht[22]. Nach 1945 knüpfte man unter polnischer Herrschaft allmählich wieder an die Tradition Braunsbergs – es wurde in Braniewo umbenannt – als Schul- und Bildungsstadt an. Inzwischen ist die Stadt an der Passarge erneut zu einem Mittelpunkt des geistigen und kulturellen Lebens im Ermland geworden, wobei sie aber mit Allenstein konkurrieren muß. Vieles verdankt Braunsberg der unermüdlichen Initiative des Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern und des Westfalen Heinrich Schmülling, die in der schwierigen Zeit nach den Befreiungskriegen die religiöse und kulturelle Eigenständigkeit des Ermlandes und seines geistigen Zentrums Braunsberg wiederherstellten.

[19] Gideon Gerlach, Geschichte des Gymnasiums in Braunsberg, Braunsberg 1830, 1832 und 1837 (Gymnasialprogramme).
[20] Achremczyk/Szorc, Braniewo (wie Anm. 9), S. 210.
[21] Ebenda, S. 211.
[22] Buchholz (wie Anm. 18), S. 209.

Buchbesprechungen

Alfred Cammann: Pommern erzählt – Volkskunde und Zeitgeschichte. Göttingen, Verlag Otto Schwarz u. Co., 1995, 425 S., zahlr. Abb. im Anh.

Das vorliegende Buch enthält Geschichten und Quellen zur deutschen Vergangenheit Pommerns, die 1945 ein jähes Ende gefunden hat. Es ist fünf Volkskundlern aus dem pommerschen Weizacker gewidmet, unter denen Friedrich Wilhelm Schmidt und Hugo Stübs an erster Stelle zu nennen sind. Zunächst berichtet Heinrich Siuts über pommersche Volkserzählungen und Erinnerungen an die Stadt Stargard, den Kreis Saatzig und den Pyritzer Weizacker. Danach werden die sich um das Jagdschloß von Warsin rankenden Geschichten und pommersche Sagen erzählt, z.B. die vom Stettiner Siebenmantelturm. Dorothea und Erika Köpp aus Schivelbein schildern Ereignisse aus ihrer in Pommern verlebten Kindheit und machen den Leser mit „Interessantem und Wenigbekanntem" aus dem Leben dreier bekannter Pommern, des Reformators Christian Ketelhut, des Arztes Rudolf Virchow und des Generalpostmeisters Heinrich von Stephan, bekannt. Viele Geschichten in diesem Buch sind in pommerschem Platt wiedergegeben, was den niederdeutschen Charakter dieser Küstenlandschaft unterstreicht. Die Chronik des Weizackerdorfes Petznick vermittelt ein Zeitbild dörflichen Lebens in Pommern. Immer wieder ist die Zeitgeschichte mit Sagen und Märchen verwoben. Manche Erzählungen wie die Spukgeschichte aus der Stadt Belgard gehen bis ins Mittelalter zurück. Erwähnenswert ist die Existenz einer polnischen Minderheitenschule in Bernsdorf in der Zwischenkriegszeit. Polen zahlte hier jeder kaschubischen Familie, die ihr Kind in diese Schule schickte, illegal monatlich 40 Reichsmark, was mit der von Warschau aus betriebenen Polonisierung der Kaschuben im Einklang steht. Viele Erzählungen kreisen um die Flucht und Vertreibung der Deutschen kurz vor und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie waren der Willkür der Russen und Polen ausgesetzt und wurden häufig als „Freiwild" betrachtet. Die hier vorgestellten Erlebnisberichte gestatten einen direkten Zugang zu den Gefühlen der Menschen, die von der russischen Dampfwalze überrollt wurden. Lesenswert sind auch Schilderungen von Reisen nach Polen, die neben dem Trennenden auch das Verbindende erkennen lassen.

Im folgenden werden Quellen in Form von persönlichen Gesprächen präsentiert, die der Autor, Alfred Cammann, mit Friedrich Wilhelm Schmidt geführt hat. Briefe, Nachrufe und Lebensdaten bekannter Pommern runden das Buch sinnvoll ab. Insgesamt wird eine Fülle von Informationen vermittelt, die den Leser mit dem Pommerland vertraut machen. Leider ist das umfangreiche Material im Stadium des Sammelns steckengeblieben. Eine klare Gliederung und Aufbereitung des Stoffes hätte die Lesbarkeit des Buches bedeutend erleichtert und gestattet, die einzelnen Mosaiksteine zu einem Ganzen zusammenzufügen. Diese Bemerkung soll allerdings die beispielhaften Bemühungen Alfred Cammanns um die Erhaltung und Sammlung volkskundlicher Überlieferungen und Volkserzählungen nicht im geringsten schmälern. *Stefan Hartmann*

Stanisław Achremczyk, Roman Marchwiński, Jerzy Przeracki: Poczet biskupów warmińskich [Bildchronik der Bischöfe von Ermland]. Allenstein 1994, 274 S.

Ein interessanter, populärwissenschaftlicher Versuch, die Geschichte Ermlands durch die Lebensläufe seiner Bischöfe darzustellen – so könnte man im kurzen diese Arbeit beschreiben. Die im Buch enthaltenen biographischen Entwürfe waren schon teilweise in der Zweiwochenschrift „Warmia i Mazury" („Ermland und Masuren") veröffentlicht, mit der Gestalt Paul Legendorfs (1460–1467) beginnend bis zu einem Biogramm von Jan Władysław Obłąk (1982–1988). Die Buchausgabe, die ursprünglich für die Zeit des Papstbesuches in Ermland 1991 gedacht war, wurde durch einen dem Mittelalter gewidmeten Teil und durch ein kurzes Biogramm von Edmund Piszcz, der 1988 ermländischer Bischof wurde, ergänzt. „Die Bildchronik" ist Resultat einer Zusammenarbeit von drei Autoren: Jerzy Przeracki stellte die Jahre bis 1458 dar, Roman March-

wiński beschrieb die Zeit von 1460 bis 1794 und Stanisław Achremczyk von 1795 bis heute. Manche Aufzeichnungen wurden ebenfalls in „Dzieje Warmii i Mazur" („Geschichte Ermlands und Masuren"), Warschau 1981, und in „Warmia i Mazury. Zarys dziejów" („Ermland und Masuren. Geschichtlicher Überblick"), Allenstein 1985, gedruckt. Wie man daraus sehen kann, handelt es sich dabei nicht um eine Reihe wissenschaftlicher Biographien, sondern eher um einen Versuch, die Geschichte der Provinz und der Diözese einem breiteren Leserkreis näherzubringen. Die dazu von den Autoren gewählte Form scheint gut begründet zu sein. In der ermländischen Vergangenheit war die Rolle der dortigen Bischöfe sehr bedeutend, unvergleichbar größer als in den anderen polnischen oder (im Mittelalter) preußischen Diözesen. Die Bischöfe übten ihre Macht über „das ermländische Land" aus und behielten stets zahlreiche Verwaltungsprivilegien, die eigentlich dem Sprengel eine gewisse Autonomie verliehen. Nach dem Dreizehnjährigen Krieg (1454–1466) kam Ermland unter polnische Oberhoheit. Ermländische Bischöfe erhielten eine herausragende Stellung im polnischen Senat, bekleideten wichtige staatliche Ämter, wie zum Beispiel das Amt des Kanzlers. Insgesamt sechs der ermländischen Bischöfe erreichten die Würde eines Erzbischofs von Gnesen und eines Primas von Polen.

In der Einführung wird die Gründung der Diözese Ermland dargestellt. Den Hintergrund dazu bildeten Konflikte zwischen dem Deutschen Orden und dem Zisterzienser Christian, der als erster preußischer Bischof in der Geschichte auftrat. Seit 1243 wurde das prußische Gebiet kraft der päpstlichen Bulle in vier Diözesen geteilt, was auf ausdrücklichen Wunsch des Deutschen Ordens geschah. Der Orden wollte dadurch den langjährigen Streit mit Bischof Christian beenden. Christian, der sich trotz wiederholter Ermahnungen aus Rom weigerte, nur eine von den vier neu etablierten Diözesen anzunehmen, weil er, und zwar zu Recht, den Titel eines Bischofs des ganzen preußischen Landes beanspruchte, starb in Marburg wahrscheinlich im Jahre 1245. Der Deutsche Orden setzte seinen Willen durch. Und zum ersten ermländischen Bischof wurde der zum Orden gehörende Geistliche Anselm geweiht, den im August 1250 Papst Innozenz IV. nominiert hatte. Interessant ist, daß Anselm das ermländische Kapitel nicht nötigte, die Regeln des Deutschen Ordens anzunehmen. Der Orden schien damals darauf keinen größeren Wert gelegt zu haben, weil er wahrscheinlich voraussetzte, daß auch in der Zukunft ermländische Bischöfe aus seinen Reihen stammen würden, was jedoch nicht der Fall war. Dadurch behielt die Diözese eine gewisse Unabhängigkeit. Bald kam es zu neuen Auseinandersetzungen zwischen den ermländischen Bischöfen und den Hochmeistern, wie z. B. während der Lebenszeit Bischof Johann Stryprocks (1355–1373), der laut Zeitgenossen beinahe von dem Hochmeister Winrich von Kniprode ermordet worden wäre, und auch sein Tod in Avignon im Laufe eines langwierigen Prozesses mit dem Orden schien damals nicht völlig natürlich zu sein.

Die nächsten Bischöfe nahmen nicht immer eine so kompromißlose Haltung den Herrschern des Landes gegenüber ein. Franziskus Kuhschmalz (1424–1457), der in den entscheidenden Jahren des Dreizehnjährigen Krieges den Sprengel verwaltete, sprach sich für den Orden aus, während dessen ermländische Stände das mildere Regiment des polnischen Königs bevorzugten und mit der Waffe in der Hand ihren Willen durchsetzten. Bischof Kuhschmalz starb im freiwilligen Exil in Breslau. Das ebenfalls im Exil zerstreute Kapitel war geteilter Meinung und traf unterschiedliche Entscheidungen. Eine Gruppe von Kanonikern, die sich in Königsberg aufhielt, wählte den Kantor Arnold de Venrade, einen Anhänger des Ordens, zum Bischof. Eine zweite Gruppe, die sich in Danzig befand, berief den Dekan des Gnesener Kapitels und polnischen Kronunterkanzler Jan Lutek z Brzezia. Eine dritte Gruppe wiederum, die in Schlesien weilte, wollte als ermländischen Bischof den Kardinal Enea Silvio Piccolomini sehen. Die letzte Wahl bekam auch eine päpstliche Bestätigung. Piccolomini kam jedoch nie ins Ermland, betrachtete die Diözese als Einkommensquelle und war auch unfreundlich dem polnischen König gegenüber eingestellt. Der damals in Polen regierende Kazimierz Jagiellończyk akzeptierte deswegen seine Person nicht. Die Wahl Piccolominis zum Papst Pius II. (1458) unterbrach den Streit. Es scheint irreführend zu sein, daß die Gestalten von Arnold de Venrade und Jan Lutek z Brzezia von dem Verfasser des mittelalterlichen Teils des Werks, Jerzy Przeracki, zu einem gemeinsamen Biogramm mit der Person Piccolominis reduziert sind, das auch nur kurz „Enea Silvio Piccolomini"

betitelt wurde. Die beiden verdienten sicher einen eigenen Platz in der „Bildchronik der ermländischen Bischöfe".

1466 kam das Ermland kraft des Zweiten Thorner Friedens zwischen Polen und dem Deutschen Orden unter polnische Oberhoheit. Bis 1772 blieb die Geschichte Ermlands mit der Geschichte des Königreichs Polen eng verbunden. Die polnischen Könige gewannen entscheidenden Einfluß auf die Besetzung des bischöflichen Stuhls. Im Abkommen in Piotrków (1479) wurde der Vorbehalt gemacht, daß das Kapitel in Zukunft nur eine solche Person wählen dürfe, die dem König „freundlich" erscheine. Ermländische Bischöfe nahmen eine hohe Stellung in der Amtshierarchie des Königreichs ein. Der jeweilige Bischof von Ermland war auch Vorsitzender des Landtags der ganzen Provinz, wurde also zum höchsten Würdenträger in Preußen königlichen Anteils. Zu den bedeutendsten Bischöfen dieser Epoche zählt man Johannes Dantiscus (1537–1548), den Diplomaten, Humanisten und Dichter, und Stanislaus Hosius (1551–1579), einen verschworenen Gegner der Reformation, der dabei aber auch ein hervorragender Theologe und Polemiker seiner Zeit war. Sein direkter Nachfolger war Martin Kromer (1579–1589), ein Chronist, auch „polnischer Livius" genannt. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts wurde Ermland fast zum Ausgangspunkt für die höchste Würde in der polnischen Kirche, der Würde eines Erzbischofs von Gnesen und eines Primas (die beiden waren damals verbunden). Drei Bischöfe erreichten diese Würden nacheinander. Wacław Leszczyński (1644–1659), Jan Stefan Wydżga (1659–1679) und Michall Stefan Radziejowski (1679–1688). Im nächsten Jahrhundert war der zweifelsohne berühmteste Bischof von Ermland (und dazu auch der letzte, der auf dem Schloß in Heilsberg seinen Sitz hatte) Ignacy Krasicki (1766–1794), „Fürst-Bischof und Dichterfürst", einer der hervorragendsten Schriftsteller und Satiriker zur Zeit der Aufklärung in Polen, dabei auch ein geschickter Höfling und Diplomat, der nach der ersten Teilung Polens (1772) seine Beziehungen zu dem neuen Herrscher, dem preußischen König Friedrich II., günstig zu regulieren wußte und zu den in Sanssouci willkommenen Gästen zu zählen begann.

Die Lebensläufe der Bischöfe aus dem XIX. und dem XX. Jahrhundert, die der dritte Teil umfaßt, sind sicherlich den polnischen Lesern am wenigsten bekannt. Stanisław Achremczyk schildert den Lesern u. a. das Schicksal der polnischen Sprache und des polnischen Schulwesens im Ermland im XIX. Jahrhundert sowie die Lage der Diözese während des Kulturkampfs und in der Nazi-Zeit. Leider werden die Jahre 1939–1945 völlig außer Acht gelassen. Auch die Lektüre des der Nachkriegszeit gewidmeten Abschnitts hinterläßt das Gefühl, daß diese schwere Zeit deutlicher dargestellt und enger mit der gegenwärtigen Geschichte Polens verbunden werden sollte.

Der Meinung der Verfasser nach bildet „Die Bildchronik der Bischöfe von Ermland" das Anfangsstadium eines wissenschaftlichen biographischen Wörterbuchs der ermländischen Bischöfe. Hoffentlich wird die Publikation die Fragen beantworten, die bei der Lektüre der „Bildchronik" noch offen bleiben. *Barbara Szymczak*

Joachim Zdrenka: Die Danziger Burggrafen 1457–1792/93 (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen. Nr. 64) (Veröffentlichungen aus dem Projektbereich Ostdeutsche Landesgeschichte an der Universität Bonn. Heft 3), Hamburg 1989. 125 S.

Im Jahre 1454 unterstellte sich die Stadt Danzig im Konflikt mit dem Deutschen Orden dem polnischen König. Zur Vertretung des neuen Oberherrn in der Stadt wurde mit Urkunde vom 15. Mai 1457 ein neues Amt geschaffen, dessen Inhaber man zuerst „Hauptmann", später „Burggraf" nannte. Es war ein Privileg der Stadt, aus den Mitgliedern ihres Rates und auch den Bürgermeistern acht Kandidaten vorzuschlagen, von denen dann einer für ein Jahr zum königlichen Stellvertreter in Danzig aufstieg.

Z. untersucht in seiner Arbeit die Entstehung dieses königlichen Amtes, seine Strukturen und Kompetenzen und auch seine Geschichte bis zum Jahre 1792/93, als Preußen in der zweiten polnischen Teilung die Danziger Autonomie beendete. Die hierzu notwendigen Materialien liegen vor allem im Archiwum Państwowe in Danzig, aber auch (u. a.) in der Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Danzig und der Czartoryski-Bibliothek in Krakau. Wichtigste

Quellen sind 224 erhaltene Ernennungsurkunden, was bei einer Gesamtzahl von 326 Burggrafen einen bedeutenden Anteil darstellt.

Die aufgrund dieser Urkunden und anderer Quellen faßbaren Burggrafen hat Z. in vier Tabellen zusammengestellt. Das chronologische Verzeichnis reiht die Amtsträger mit Angabe ihrer Namen und Lebensdaten. Soweit vorhanden, werden die Daten der Ernennungsurkunde genannt, Belege aus zeitgenössischen und anderen Quellen ergänzen die Liste. So bleiben einzig die Jahre 1460 bis 1469 ohne Namen des Burggrafen. Ein zweites alphabetisches Verzeichnis ordnet die Burggrafen nach Namen und nennt deren weitere Funktionen in städtischen Ämtern sowie die Häufigkeit der Amtsführung im Burggrafenamt. Das dritte Verzeichnis geht von den Amtsjahren aus und nennt die gleichzeitige Position des jeweiligen Burggrafen im städtischen Rat, sein Alter, das Datum der Ernennungsurkunde sowie Angaben weiterer zeitgenössischer Quellen. In einer vierten Liste hat Z. die Namen der ermittelten Burggrafen nach der Häufigkeit der Amtsausübung zusammengestellt.

Doch muß zugleich darauf hingewiesen werden, daß es sich um keine Edition handelt. So werden z.B. alle Namen nur in einer Form genannt; Unterschiede zwischen den verschiedenen Quellen bleiben unberücksichtigt. Zdrenka hat diese Quellen „nur" ausgewertet und bietet eine teilweise schon empirische Analyse an. Der quantitative Ansatz wird in einer beigefügten Graphik besonders deutlich, die mehr Verwirrung stiftet als Klarheit schafft. Hier wäre eine andere Darstellungsart vorteilhaft gewesen. Auch deuten Dezimalbrüche bei Prozentangaben eine der Mathematik entlehnte Exaktheit an, die an dieser Stelle etwas aufgesetzt wirkt.

Doch zurück zum Wesentlichen. Z. hat eine Liste aller Burggrafen vorgelegt und sie um wichtige Daten zu den Personen wie auch Angaben zum Amt, seiner Geschichte und einem Überblick über die Quellen- und Literaturlage erweitert. Damit liegt ein Verzeichnis vor, das vielen Interessierten hilfreich sein wird.

Georg Michels

Janusz Tondel: Biblioteka Zamkowa księcia Albrechta Pruskiego w Królewcu (1529–1568). [Die Schloßbibliothek des preußischen Herzogs Albrecht in Königsberg (1529–1568).] (Uniwersytet Mikołaja Kopernika. Rozprawy). Toruń 1992, 194 S., 15 Abb., dt. Zusfass.

Die vorliegende Untersuchung behandelt die Schloßbibliothek Herzog Albrechts in Königsberg, die neben der Kammer- und der Universitätsbibliothek eine wichtige Rolle im geistigen Leben des Preußenlandes gespielt hat. Die Studie ist eine positive Antwort auf die vor allem von deutscher Seite geforderte Fortsetzung der Forschungen zu den Bücherbeständen des Herzogs. Nach Meinung des Vfs. steht die sogen. „Preußische Bibliothek" Herzog Albrechts in enger Beziehung zur deutschen und polnischen Kultur. Sie hat in der Frühen Neuzeit immer wieder im Blickpunkt der Literatur gestanden, was auf die überregionale Bedeutung Königsbergs im europäischen Buch- und Verlagswesen jener Zeit zurückzuführen ist. Die in den ostpreußischen Folianten des Historischen Staatsarchivs Königsberg enthaltenen Angaben und die überlieferten Drucke und Handschriften ermöglichen eine Rekonstruktion der Büchersammlungen. Von den 185 erhaltenen Bänden befinden sich 170 in der Thorner Universitätsbibliothek. 13 Bände werden im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin verwahrt.

Zunächst wird die kulturelle Tätigkeit Herzog Albrechts umrissen. Der „Dux in Prussia" kümmerte sich nicht nur um die Verbesserung der Architektur seiner Residenz, sondern auch um andere Attribute seines humanistischen Hofes. Im Bereich des Druck- und Buchwesens wie in dem der Bildung überhaupt entfaltete er beachtliche Aktivitäten, wozu vor allem die Gründung der Albertus-Universität im Jahre 1544 gehört. Anschließend behandelt der Vf. die Genese der Neuen oder Schloßbibliothek. Ihre Grundlage bildete der Ankauf von 63 Büchern, der im Auftrag des Herzogs von seinem Sekretär Crotus Rubeanus, dem Mitautor der „Epistolae virorum obscurorum", getätigt wurde. Die 1540 eröffnete Bibliothek war persönliches Eigentum Albrechts und bildete einen Teil der Hofhaltung. Sie wurde zunächst von dem niederländischen Flüchtling Felix Rex Polyphemus, einem Verehrer von Erasmus von Rotterdam, und später von Martin Chemnitz, David Milesius und Johann Steinbach betreut. Der Vf. vermittelt viele Informationen über die akademische Ausbildung der Bibliothekare, ihre Stellung in der Hierarchie der Hofämter, den von ihnen veranlaßten Aufkauf von Büchern bei Buchhändlern in Wittenberg und Nürnberg und auf den Messen in Frankfurt und Leipzig und ihre engen Kontakte zu preußischen Bibliophilen wie Friedrich Fischer, Paul Speratus, Andreas Aurifaber und Urban Störmer. Aufschlußreich ist der Hinweis, daß die ein Drittel des gesamten Buchbestandes bildenden Handschriften vor allem aus säkularisierten Konventen des Deutschen Ordens und Klosterkonventen stammten. Beachtung findet auch der von Polyphemus erstellte topographische und alphabetische Index, der den Bibliotheksbenutzern in den Jahren 1540 bis 1548 als Hilfsmittel diente. Er enthält in der Regel Vor- und Familiennamen des Autors, Titel, Druckort und Auflagejahr, bisweilen auch Hinweise auf den Typographen oder die Druckerei.

Die Buchankäufe richteten sich nicht nur nach den Interessen des Herzogs und seiner Bibliothekare, sondern auch nach den wissenschaftlichen Schwerpunkten der Professoren der Albertina, hatten diese doch den besten Überblick über die laufende Buchproduktion. Viele von ihnen unterhielten enge Kontakte zu Wittenberg und anderen deutschen Universitäten und besuchten auch persönlich die Buchmessen. Im Todesjahr Herzog Albrechts – 1568 – zählten die Bestände der Schloßbibliothek ca. 2.400 Bände Druckschriften und 600 Handschriften. An der Spitze standen Werke der evangelischen Theologie, vor allem Luthers und seiner Schüler. Nach der Theologie war die zusammen mit der Philosophie behandelte Philologie am stärksten vertreten. Diese Gewichtung war charakteristisch für Bibliotheken der Renaissance. Geringer waren andere Wissensgebiete wie Jura, Medizin und Geschichte repräsentiert. Unter den Bänden dominierten die lateinisch und griechisch geschriebenen Schriften.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Tondel den Polonica in der Schloßbibliothek. Insgesamt konnten 69 Positionen ermittelt werden, die sich unter den alten Drucken der Thorner Universitätsbibliothek befinden. Eine wichtige Rolle spielte der Druckort Krakau, der in der Renaissance das größte typographische Zentrum Polens war. Manche Polonica sind im Ausland entstanden und enthalten Werke polnischer Dichter und Gelehrter, die teilweise einflußreichen Persönlichkeiten und Mitgliedern des polnischen Königshauses gewidmet waren. Wichtig sind auch „Prussica", darunter Schriften von Nikolaus Copernicus.

Von Interesse sind die Hinweise auf die technische Ausstattung der Schloßbibliothek und die Art ihrer Benutzung. Sie war damals an zwei Tagen in der Woche geöffnet. Die Öffnungszeiten präzisierte erst das Reglement von 1673. Neben dem Herzog und dem Hof benutzten auch Professoren und Studenten die Bibliothek. Im allgemeinen galt die Devise aus der Renaissancezeit „sibi et amicis".

Als Ergebnis seiner Untersuchung hält der Vf. fest, daß die Königsberger Schloßbibliothek die wichtigste Bibliothek im Herzogtum Preußen gewesen sei. Ihre Bestände wurden auch für auswärtige Veröffentlichungen, z.B. die sogen. „Magdeburger Centurien", herangezogen. An Umfang und Wert übertrafen sie die Büchersammlungen Herzog Johann Albrechts von Mecklenburg und des braunschweigischen Herzogs Julius, des Gründers der „Bibliotheca Iulia", die erst später die Schloßbibliothek überflügeln sollten. Nach dem Tode Herzog Albrechts verblieb diese fast 250 Jahre – bis 1810 – im Königsberger Schloß. 1827 wurden ihre Sammlungen – dazu gehörten auch die Bestände der aufgelösten Kammer- und der Silberbibliothek – mit der Universitätsbibliothek vereinigt. In der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges wurden ihre wertvollsten Bücher und Schriften auf das Land außerhalb Königsbergs verlagert. Teile davon gelangten später nach Thorn und bildeten den Grundstock der dortigen Universitätsbibliothek.

Stefan Hartmann

Christian Donalitius. Der Pfarrerdichter von Tollmingkehmen und seine Zeit. Gesammelt und aufgeschrieben von *Lutz Wenau*. Selbstverlag, Lilienthal 1996, 124 S., DM 20.

Seit der „Wende" treten die Regionen des östlichen Mitteleuropas wieder mehr in das Blickfeld seiner westlichen Bewohner. In diesen historischen Zusammenhang gehört auch das Büchlein Wenaus. Es verdankt seine Entstehung der Erinnerung an Gestalten ehemaliger deutscher Grenz-

gebiete und an zeitweilig geglückte Symbiosen europäischer Volksgruppen. Der Autor wollte ursprünglich nur eine Dokumentensammlung erstellen, konnte sich jedoch schließlich eigene Wertungen nicht versagen (6f.). Diese Mischung reiner Sachinformation mit persönlicher Deutung, für die er glaubt eine captatio benevolentiae einfügen zu müssen (7), scheint mir im wesentlichen gelungen zu sein. Der Information dienen neben vielen Zitaten aus Dokumenten zahlreiche Fotos, die u.a. Manuskripte, Veröffentlichungen, Akten, Karten, Baupläne, Gemälde und Holzschnitte zeigen. Unscharfe Fotos von Akten und Karten, wie z.B. auf S. 18, sind selten. Den Zitaten fehlen allerdings häufig genaue Quellenangaben mit Seitenzahlen; so ist z.B. die Rede von „einem Bericht des evgl. Bischofs Borowski" (29) oder „einer Topographie" (36). Dabei wäre es sicher ein leichtes, solche ungenauen Angaben zu dem vorhandenen allgemeinen Literaturnachweis (122ff.) in Beziehung zu setzen. Nicht immer geglückt ist die Verbindung zweier anderer divergierender Tendenzen: der reinen Familienforschung einerseits und dem Bestreben, dem „Desinteresse bei manchen unserer Landsleute" abzuhelfen (7). Familienkundliche Untersuchungen, wie sie den Anfang beschweren, und nur nachbarschaftlich relevante Digressionen (40f.) lassen das Interesse Außenstehender leicht erlahmen. Dagegen ist das Äußere des Büchleins einladend, sozusagen „expolitum": sehr lesbarer Druck auf Glanzpapier und eine besonders hervorgehobene Kapiteleinteilung. Die Kapitelüberschriften wären allerdings durch eine Inhaltsangabe mit Seitenzahlen leichter auffindbar. Einige Druckfehler sollten in einer zweiten Auflage verbessert werden.

Der Darstellung des Lebenslaufs von Christian Donalitius kommen Schilderungen seines sozialen und kulturellen Umfelds zugute: Die bäuerliche Welt Preußisch-Litauens einerseits, andererseits die bedeutende Königsberger Universität, die vielseitige, an die artes liberales gemahnende Ausbildung ihrer Theologen und die Bemühungen vor allem Friedrich Wilhelms I. sowie Friedrichs II. um die Schulbildung in Ostpreußen (incl. Religionsunterricht) stellen den Hintergrund dar für aufblühende kulturelle Leistungen, zu denen auch die Dichtungen des preußischen Pfarrers gehören. Übersetzte Auszüge aus seiner litauischen Versdichtung „Die Jahreszeiten" bilden den Kern des Büchleins. Donalitius erweist sich als typischer Vertreter des 18. Jahrhunderts: Naturgefühl (58) eint sich mit Frömmigkeit (64, 70), der Einfluß der Antike (z.B. in der Form des Hexameters) mit dem der Aufklärung, vor allem ihrer belehrenden Tendenz (passim). Der letzte Teil des Büchleins zeigt, wie begrenzt die Kenntnisse über die Amtszeit des Pfarrers, wie intensiv aber die Bemühungen um seinen Nachlaß sind, dessen sich deutsche Gelehrte und Künstler und insbesondere litauische Forscher und Architekten annahmen. Ihre Verehrung folgte ihm buchstäblich bis ins Grab (105).

Bleibt die Frage, welchem Bereich der Wissenschaft Donalitius als lohnendes Forschungsobjekt zuzuordnen wäre. Er hat seinen Platz eher in der litauischen Literaturgeschichte als in der deutschen, auch wenn ihn Wenau gerne dort sähe (115). Zumindest ist festzustellen, daß die Gründe, die er hierfür nennt, nicht ausreichen (50, 115). Aber im Rahmen einer deutschen – oder europäischen – Kulturgeschichte verdient Donalitius gewürdigt zu werden, sei es als Repräsentant des 18. Jahrhunderts, des protestantischen Pfarrhauses, einer engagierten Volksbildung oder einer bikulturellen Gesellschaft, aus deren Problemen er das Beste zu machen verstand. *Hertha Franz*

Robert Traba: Niemcy – Warmiacy – Polacy 1871–1914. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach. [Deutsche – Ermländer – Polen 1871–1914. Aus der Geschichte der deutschen katholischen Bewegung und der polnisch-deutschen Beziehungen in Preußen.] (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Ketrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 142.) Olsztyn 1994, 264 S.

Einleitend hebt Wojciech Wrzesiński die Besonderheit der ermländischen Geschichte hervor, die immer wieder polnische und deutsche Historiker interessiert habe. Nach seiner Auffassung hat der Vf. mit der Behandlung des Themas ein wichtiges Desiderat der Forschung erfüllt, indem er die deutsche katholische Bewegung im Ermland in den Kontext der politischen und kulturellen Verhältnisse der Polen und Deutschen stellt. Nur auf diese Weise könnten die aufkeimenden Nationalitätenkonflikte in dieser Grenzregion transparent gemacht werden.

Nach den Worten Robert Trabas ist die Behandlung der polnischen Angelegenheiten im Rahmen der deutschen katholischen Bewegung unter Berücksichtigung der lokalen Gegebenheiten im Ermland ein Ziel seiner Arbeit. Der erste Teil behandelt die Jahre 1871–1886. Er gibt zunächst einen Überblick über die Entwicklung des politischen Katholizismus im Deutschen Reich und wendet sich dann seiner spezifischen Ausprägung im Ermland zu. Die polnische Frage wurde auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands intensiver als auf den preußischen Bischofskonferenzen in Fulda diskutiert. Ein Schwerpunkt war hier der Gebrauch der polnischen Sprache in der Kirche und den Schulen, während der nationale Aspekt der polnischen Minderheit am Rand stand. Im kleinen Ermland war die Lage insofern kompliziert, als in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg das Deutschtum dominierte, während der Kreis Allenstein und der südliche Teil des Kreises Rößel von polnischen Ermländern – hier ist besser „polnischsprachigen" – und ethnisch gemischter Bevölkerung bewohnt wurden. Die Bezifferung der polnischen Ermländer auf über 60.000 – wie es die polnische Literatur tut – bedarf allerdings der Überprüfung. Wie andernorts im Deutschen Reich war im Ermland das Vereinswesen ein Eckpfeiler der katholischen Bewegung. Am Anfang standen die von Adolph Kolping begründeten Gesellenvereine, gefolgt vom Cäcilien- und Borromäusverein. Das geistliche Zentrum des Ermlands war Braunsberg mit dem Lyceum Hoseanum und dem Priesterseminar. An zahlreichen Beispielen weist der Vf. nach, wie sehr die katholische Bewegung im Ermland durch den Kulturkampf Auftrieb erhielt. So entwickelte sie bald ein eigenes Pressewesen, dessen Ursprünge in den Volkskalendern zu suchen sind. Ihre politische Heimat fanden die deutschen katholischen Ermländer in der Zentrumspartei, die nach 1875 zum bestimmenden Faktor im ehemaligen Fürstbistum wurde. Während sich die deutschen Ermländer weitgehend mit dem Bismarckreich identifizierten, distanzierten sich die polnischen Einwohner des südlichen Ermlands von der preußischen Monarchie und hielten an den traditionellen Bindungen an die alte Krone Polen fest. Nach Meinung Trabas hatte das ermländische Polentum einen homogenen Charakter und entfaltete sich auf der Ebene der Kultur und des Brauchtums, ohne die soziale und politische Sphäre zu erreichen. Die fehlenden Manifestationen der Polen im Ermland konnten den Eindruck einer einheitlichen ermländischen Gesellschaft erwecken. Auch in der lokalen Presse fand die polnische Frage nur geringen Niederschlag und wurde überwiegend im Zusammenhang mit den Wallfahrtsorten Heiligelinde und Dietrichswalde gesehen. Als erster umriß im preußischen Provinziallandtag der Pfarrer August Kolberg den Status der polnischen Bevölkerung des Ermlands. Er hatte sich dabei mit dem Standpunkt auseinanderzusetzen, daß die Polen später als die Deutschen nach Ostpreußen gekommen seien und als „Anzöglinge" nur das Bürgerrecht zweiter Klasse hätten.

Des weiteren werden die Auswirkungen des Ansiedlungsgesetzes von 1886, die Petitionen der ermländischen Polen in der Sprachenfrage und die Kontroversen bei der Wahl des Bischofs Andreas Thiel diskutiert. Erst in der 1886 gegründeten „Gazeta Olsztyńska" fanden die polnischen Ermländer ein Forum, auf dem sie ihre politischen Ideen und Forderungen artikulieren konnten. Dabei kam es wiederholt zum Schlagabtausch mit der von Regierungskreisen unterstützten „Ermländischen Zeitung".

Der zweite Teil des Buches hat die Entwicklung der deutschen katholischen Bewegung im Ermland zwischen 1887 und 1914 zum Gegenstand. Betrachtet werden u.a. ihre karitativen und sozialen Aspekte, die mit dem Aufkommen der katholischen Arbeiterorganisationen verbunden waren. 1903 entstand dank der Initiative der Pfarrgeistlichkeit der „Ermländische Diözesanverband der katholischen Arbeitervereine". Im Jahre 1912 gehörten ihm über 12.000 Mitglieder an. Eine wichtige Rolle spielte auch der „Volksverein für das katholische Deutschland". Das Panorama der katholischen sozialen Bewegung war insofern zweigleisiger Natur, als es einerseits allgemeindeutsche Prozesse widerspiegelte und andererseits den ermländischen Besonderheiten Rechnung zu tragen versuchte. Von Interesse sind die internen Streitigkeiten in der Zentrumspartei des Ermlands zwischen einem „aristokratischen" und einem „demokratischen" Flügel. Die Rivalität zwischen Deutschen und Polen hatte hier nur untergeordnete Bedeutung. Die Auswertung

von Statistiken und Details aus den Akten ergibt, daß in der höheren kirchlichen Hierarchie des Ermlands, z. B. im Frauenburger Domkapitel, das Deutschtum dominierte. Dafür ist auch die Kandidatur von fünf Deutschen für den nach dem Tode Thiels vakant gewordenen ermländischen Bischofsstuhl ein Beleg.

Im folgenden wird das Nationalitätenproblem auf dem Forum der deutschen katholischen Vereine erörtert. Nach Schätzungen der „Gazeta Olsztyńska" bestand im Jahre 1902 der Allensteiner Arbeiterverein „St. Jacobus" zu zwei Dritteln aus Polen. Dennoch bediente er sich in seinen Veranstaltungen ausschließlich der deutschen Sprache. Charakteristisch für die polnischen Organisationen im Ermland war ihre weitgehende Passivität im sozialen Leben. Im Gegensatz zu anderen Regionen des preußischen Teilungsgebiets verzichteten sie auf die Konkurrenz mit der deutschen katholischen Bewegung.

Abschließend beleuchtet der Vf. das Verhältnis der deutschen Ermländer zu den polnischen Angelegenheiten (1887–1914). Erst als bei der Reichstagswahl von 1890 die polnischen Ermländer einen eigenen Kandidaten nominierten, gerieten sie in das Schlaglicht der Presse und der Öffentlichkeit. Damit war der Weg für die Bildung eines polnischen Flügels der Zentrumspartei eröffnet worden, was dem deutschnationalen „Ostmarkenverein" viele Möglichkeiten zur Agitation gab. Als sich 1907 dieser Flügel auflöste, war die deutsch-polnische Zusammenarbeit in diesem politischen Rahmen beendet. Für diese nachteilige Entwicklung macht der Vf. die Kampagnen der deutschen Presse und reaktionärer deutscher Kreise verantwortlich. Nach Trabas Meinung förderten die Repräsentanten der ermländischen Katholiken den Assimilierungsprozeß des dortigen Polentums, verwarfen aber die von der preußischen Regierung benutzten Methoden der Germanisierung.

Das quellenreiche Buch erweitert trotz seiner gelegentlichen propolnischen Gewichtung unsere Kenntnisse über das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen im Ermland in den Jahren 1871–1914, das viele Parallelen, aber auch Unterschiede zu anderen Regionen des preußischen Teilungsgebietes aufweist. Trotz aller Gegensätze wird deutlich, daß im Bereich des ehemaligen ermländischen Dominiums das Zusammenleben von Deutschen und Polen weitgehend funktionierte, wofür das einigende Band der katholischen Kirche eine wichtige Voraussetzung war.

Stefan Hartmann

Kommissionsverlag: Elwertsche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:
Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Forschungsrates

Herstellung: Karlheinz Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 35/1997 **ISSN 0032-7972** **Nr. 1**

INHALT

Georg Michels, Überlegungen zu den Anfängen des Stadtarchivs Danzig, S. 1 – *Klaus Conrad*, Unbekannte Quellen zum zweiten Krieg der Hanse mit König Waldemar IV. von Dänemark aus einem Formelbuch der Danziger Marienbibliothek, S. 7 – *Hartmut Freytag*, *Haec urbs a Danis orta est maioribus.* ‚Diese Stadt ist von dänischen Vorfahren gegründet'. Über ein Lobgedicht auf Danzig aus dem Jahr 1573, S. 19 – *Bernhart Jähnig*, Johannes Papritz, S. 24 – *Bernhart Jähnig*, Zur Erinnerung an Paul Buhl (1909–1994), S. 26 – *Klaus Neitmann*, Hans Patze, S. 27 – Buchbesprechung, S. 32.

Überlegungen zu den Anfängen des Stadtarchivs Danzig

Von Georg Michels

Es erscheint heute selbstverständlich, daß eine Kommune ein eigenes Archiv besitzt oder zumindest eine Einrichtung, die vergleichbare Aufgaben wahrnimmt. Es erscheint so selbstverständlich, daß oft vergessen wird, daß dies einmal einen Anfang genommen hat, denn es liegt nahe zu erwarten, daß eine Stadt die Dinge, die ihr von Bedeutung sind, aufbewahrt. Doch wann hat sie damit begonnen? Ab wann kann man davon ausgehen, daß eine archivähnliche Einrichtung Bestand gehabt hat? Diese Frage gilt es, für Danzig zu beantworten oder zumindest eine Antwort zu versuchen. Es liegt dabei auf der Hand, daß es ein Archiv im Sinne einer eigenständigen Behörde noch nicht gegeben hat. Unter „Archiv" ist daher der mehr oder weniger große Bestand an Dokumenten zu verstehen, der dem Rat der Stadt bzw. seiner Kanzlei aufbewahrenswert erschien.

Das Archiv[1] der Stadt Danzig ist erhalten geblieben und befindet sich heute im Danziger Staatsarchiv. Um so erstaunlicher ist es, daß sich kaum Arbeiten mit seiner Geschichte befassen, wie ein Blick in die abgeschossene Bibliographie Wermkes und die Jahresbibliographien Baranowskis zeigt[2]. Eine kurze Übersicht über die Bestände

[1] Für ein Stadtarchiv wird in Folge die Sigle Sta, für ein Staatsarchiv die Sigle StA benutzt.

[2] Wermke, Ernst: Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen, 4 Bde (bis 1974), 1983–78 und Baranowski, Henryk: Bibliographia historii Pomorza Wschodniego i Zachodniego oraz krajów regionu bałtyckiego, in: Zapiski historyczne 36 ff. (1971 ff).